germ.
1106
2/2

O. Germ. 1106 9

Pustkuchen

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

Zweiter Theil.

Quedlinburg und Leipzig, 1821,
bei Gottfried Basse.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wilhelm Meisters
Wanderjahre.
Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Wilhelm war allein mit Felix hinausgegangen. Da, wo der Strom sich durch die Berge in das Thal hinein wand und nur der Landstraße neben sich Raum ließ, hatte er sich auf eine schöne Stelle niedergestreckt, wo einzelne Eichen einen verfallenen Thurm beschatteten. Er hatte den Zauberring von dem Baron Fouqué beigesteckt, und während das Kind im Walde spielte, versetzte er sich tief in das Mittel-

[illegible] und in eine wunderbare Welt, deren [illegible], Treue und Glauben ihm doppelt [illegible] erschienen, da er sie zum erstenmale [illegible] die Gemeinschaft der Rohheit geschil- [illegible] fand.

„Sieh, Vater, welch ein schöner [illegible]!“ rief Felix, indem er sich kühn [illegible] neugierig an einem schwanken Strauche [illegible] den ziemlich hohen und steinigen Ab- [illegible] die Landstraße hinunterbeugte.

Wilhelm warf das Buch fort und eilte, [illegible] zurückzuziehen. Es war ein [illegible], der das Kind in solche Freude [illegible] hatte. Indem er dasselbe hastig [illegible], rollte ein offener Wagen um die [illegible] er mit einem schnellen Blicke [illegible] mit seiner Gemahlin zugleich [illegible]

mit einem andern Paare bemerkte, das er ebenfalls schon früher gesehen zu haben glaubte.

Verflogen auf einmal war der schöne Traum. Wie ein Mensch, der von einer kalten Luft bestreift aufwacht, fühlte Wilhelm sich unbehaglich in einer Welt, deren Gesetze er nur einen Augenblick lang vergessen hatte. Er stand so lange unschlüssig, daß sein Kind ihn zuletzt anredete und ihn fragte, ob dem Vater etwas fehle. Der rücksichtsvolle, so mannichfach bedingte Umgang mit Personen aus den höhern Ständen erwartete ihn nun auf einmal wieder, nachdem er manche glückliche Wochen so frei, so unabhängig, so genußreich durchlebt hatte. Zwar er verstand schon einigermaßen, sich in diesen Umgang mit äußerer

alter und in eine wunderbare Welt, deren Kraft, Treue und Glauben ihm doppelt reizend erschienen, da er sie zum erstenmale ohne die Gemeinschaft der Rohheit geschildert fand.

„Sieh, Vater, welch ein schöner Mann!" rief Felix, indem er sich kühn und neugierig an einem schwanken Strauche über den ziemlich hohen und steinigen Abhang gegen die Landstraße hinunterbeugte.

Wilhelm warf das Buch fort und eilte, den Knaben zurückzuziehen. Es war ein Vorreiter, der das Kind in solche Freude versetzt hatte. Indem er dasselbe hastig zurückriß, rollte ein offener Wagen um die Ecke, worin er mit einem schnellen Blicke den Grafen mit seiner Gemahlin zugleich

mit einem andern Paare bemerkte, das er ebenfalls schon früher gesehen zu haben glaubte.

Verflogen auf einmal war der schöne Traum. Wie ein Mensch, der von einer kalten Luft bestreift aufwacht, fühlte Wilhelm sich unbehaglich in einer Welt, deren Gesetze er nur einen Augenblick lang vergessen hatte. Er stand so lange unschlüssig, daß sein Kind ihn zuletzt anredete und ihn fragte, ob dem Vater etwas fehle. Der rücksichtsvolle, so mannichfach bedingte Umgang mit Personen aus den höhern Ständen erwartete ihn nun auf einmal wieder, nachdem er manche glückliche Wochen so frei, so unabhängig, so genußreich durchlebt hatte. Zwar er verstand schon einigermaßen, sich in diesen Umgang mit äußerer

Leichtigkeit zu finden; aber er hatte diese Fertigkeit doch erst durch spätere Uebung gewonnen; seine Jugend und seine Natur hatten ihn dazu nicht erzogen, und darum hatte er eben in so kurzer Zeit schon wieder sich aus jenen Formen losgemacht. Sie gefielen ihm nicht mehr ganz, sie entäußerten ihn zu viel seiner selber, sie verwehrten ihm zu viel die Beschäftigung mit seinen eigenen Gedanken, mit seinen Träumen, ja, was ihm jetzt wieder wichtig war, mit alle dem, wodurch er sich auf eine bestimmte Weise bilden wollte. Und nun zum Ueberfluß nach dem schönen Genuß der letzten Tage sich mit dem Grafen zusammen finden, dessen Umgang nicht der erheiterndste seyn konnte, und mit der Gräfin, deren Anblick ihm das Bewußtseyn einer unverzeihlichen Uebereilung jedesmal neu zurück-

rufen mußte, und dieses in Gegenwart des Hauptmannes, der von seinen frühern Verhältnissen nicht unterrichtet war, der ihn bisher achtete und doch so scharf sah, in Gegenwart Mathildens, deren Zutrauen ihm so werth geworden, in Gegenwart ihrer Eltern, die, wie er glaubte, auf jede Weise seinem Charakter mißtrauen würden, — er wußte sich für diesen Uebergang nicht zu fassen.

Höchst unbehaglich trat er endlich mit seinem Knaben den Rückweg an. Es ist wahr, als er seine Brieftasche, worin neben den abzugebenden Briefen seine Wechsel lagen, in die Hand nahm und durchblätterte, war ihm einen Augenblick lang der Gedanke eingefallen, daß er sich sogleich von hier entfernen und aus einer nahen

Stadt sich bei dem Baron, und noch mehr im Vertrauen bei dem Hauptmann entschuldigen könne. Aber er hatte diesen Einfall bald als eine neue Unbesonnenheit verworfen. Langsam und in Gedanken nahete er sich dem Schlosse, ohne mit allem Denken über die Art seines Benehmens einig werden zu können. Er stand schon an den Gängen, die das Schloß auch von dieser Seite umgaben, ehe er nur das Geringste bei sich ausgemacht hatte.

Unschlüssig bog er in eine der Alleen ab, um erst unbemerkt durch den Garten in den Bibliotheksaal zu kommen und etwa den Hauptmann oder Mathilden, oder wenigstens Jemand von der Dienerschaft zu finden, die er über die angekommenen Fremden befragen könnte. Er war aber

kaum zwischen die Beete getreten, als er schon die ganze Gesellschaft durch die Glasthüren wahrnahm, die sich der Kühle wegen hier zum Thee zusammengesetzt hatte. Schon wies sein Felix, der zuletzt vorausgesprungen war und neben Mathilden und der Gräfin stand, auf ihn hin, und eine ziemlich ansehnliche männliche Figur erhob sich, um ihn bei der Thür zu empfangen.

Wilhelm mußte hier von neuem die Erfahrung machen, daß alle Ueberlegungen, womit wir uns auf bevorstehende Unannehmlichkeiten gefaßt zu machen suchen, gewöhnlich mehr schaden als helfen, und noch häufiger ganz unnütz gefunden werden.

„Also sind Sie es wirklich selbst?" rief der Baron — denn es war der Be-

sitzer des Hauses, der auf ihn zu kam — „gesegnete Sterne, die ihr mir meinen deutschen Freund endlich als Gast ins Haus führt.“

Wilhelm fand sich umarmt, ehe die Ueberraschung ihm eine Antwort erlaubte. Denn er erkannte denselben Baron wieder, dessen Liebhaberei für das deutsche Theater ihn auf das Schloß des Grafen gelockt und dessen Gutmüthigkeit ihn bei so manchem Anlaß zum Mißvergnügen, welchen er damals fand, doch immer wieder zufrieden gestellt hatte. Ihm wurde um vieles leichter; aber er hatte kaum Zeit, seine aufrichtige Freude über dieses Wiedererkennen zu äußern, indem der Baron ihn beim Arme nahm und sagte: „Sie werden sich wundern, Sie treffen lauter alte Bekannte.“

In dieser Voraussetzung und um, wie er hoffte, die Gesellschaft zu überraschen, stellte er Wilhelm beim Eintritt in die Orangerie nicht eigentlich derselben vor, sondern begnügte sich, in den Mienen aller Anwesenden, erwartungsvoll lächelnd, nachzuforschen, ob auch ein Jeder ihn wieder erkennte. Die Gräfin wurde hoch roth bei seinem Anblicke und bewillkommnete ihn nur leise. Der Graf erkannte ihn jetzt eben so wenig wieder, wie auf Nataliens Schlosse, nahm aber glücklicher Weise auch jetzt den Schein an, ihn zu kennen. Dafür wurde Wilhelm doppelt überrascht, als er seine Augen auf die herzutretende Gemahlin des Barons heftete. Es war dieselbe Baronesse, deren unglückliche Leichtfertigkeit ihn zu der Unbesonnenheit auf dem gräflichen Gute verleitet hatte. Indem sie als Wir=

thin ihn willkommen hieß, flüsterte sie ihm eilig zu, daß er die bewußten Vorfälle fürerst ignoriren möge, und führte ihn dann zum Sitzen zwischen ihrem Gemahl und dem Hauptmann. Sie selbst nahm ihren Platz neben dem Grafen und wußte ihn sehr angelegentlich in ein lebhaftes Gespräch zu ziehen, während die Gräfin eben so sehr ihre Verlegenheit durch ein eifriges Gespräch mit Mathilden zu verbergen oder zu überwinden strebte. Nur den Knaben hielt sie an ihrem Knie mit einer Zärtlichkeit, die fast mütterlich war, fest.

„Jetzt, lieber Castellan," sagte der Baron triumphirend zum Hauptmanne, „werden unsre Parthien gleich, jetzt denke ich mit mehr Glück gegen Sie zu streiten!" Er erzählte darauf Wilhelmen, daß er mit

seinem Hausfreunde täglichen Zwist über die deutsche Kunst habe, die dieser gar nicht nach Verdienst schätze. „Ich kann nicht sagen,“ fügte er leiser hinzu, „daß er mit dem Grafen überein denke, denn das Französische ist seine Liebhaberei eben nicht; aber es läßt sich auch nicht sagen, welche andere Literatur er eigentlich begünstigt, nur daß er den Werth der schönen altdeutschen Zeit ganz unbillig verläugnet.“

„Wir kennen uns von dieser Seite schon,“ lächelte der Hauptmann.

„Nun?“ sagte der Baron, „und macht er Ihnen nicht mitunter warm? Ich meine, er weiß sich in Worten auch behende auszudrücken, und denke, wir Beiden zusammen werden es schon mit Ihnen aufnehmen.“

„Gewiß," erwiederte der Hauptmann, „wenn er nur noch dieselben Ueberzeugungen hat, die Sie früher bei ihm fanden. Aber in mehreren Jahren kann sich doch vieles darin geändert haben."

„Behüte," sagte der Baron, „Sie werden sehen, daß ich Recht habe. Wer einmal die altdeutsche Zeit lieb gewonnen, der verkennt sie nachher nicht mehr. Ich sehe da gerade ein Buch in Ihrem Busen, worin Sie scheinen gelesen zu haben," wandte er sich zu Wilhelm. „Zeigen Sie es uns, ich will wetten, es ist ein altdeutsches."

Wilhelm konnte nicht umhin, zu lächeln, indem er den Zauberring hervorzog. „O herrlich!" rief der jubelnde Baron, in-

dem er das Buch aufblätterte, „sehen Sie, Castellan? Er ist noch der alte, er ist von meiner Parthei! O Freund, Sie sind mir zum Segen ins Haus gekommen. Nun soll der Hauptmann bald überwunden seyn. Eben dieser Schriftsteller ist auch mein Liebling, ich halte ihn für einen wahren Stolz unsers Vaterlandes. Ja selbst, daß er Baron ist und einen französischen Namen hat, freut mich; das ist eine billige Genugthuung für die alte Abgötterei mit dem französischen Wesen."

Das Gespräch wurde durch den Enthusiasmus, mit welchem sich der Baron über Fouqué's Schriften verbreitete, und durch die beschränkenden Zwischensätze des Hauptmanns lebendiger und allgemeiner. Der Graf versuchte daran Theil zu neh-

men, mußte sich indeß bald zurückziehen, weil sich ergab, daß er von Fouqué noch gar nichts gelesen habe. Die Baronesse aber kam ihm zu Hülfe und scherzte mit vieler Gewandtheit über die Hexen und Geister des phantasiereichen Dichters und über die verfehlten Schilderungen des Naiven und Einfachen. Sie schien dabei immer die Liebhaberei ihres Mannes neckend im Auge zu halten, und doch war es vielleicht ihre Hauptabsicht, Wilhelmen unbemerkt mit alle dem bekannt zu machen, was sich seit Jahren in ihren Verhältnissen verändert hatte und was er wissen mußte, um darauf eine billige Rücksicht zu nehmen. Sie hatte nämlich den Baron, dessen Vermögensumstände, wie wir wissen, sehr ansehnlich waren, einige Zeit nach dem Aufenthalte bei dem Grafen ihre Hand gege=

ben. Mathilde, das einzige Kind aus der ersten Ehe des Barons, war von der sterbenden Mutter, einer nahen Verwandten des gräflichen Hauses, dem Hauptmann von Coucy zur Erziehung anbefohlen und von ihr, der Stiefmutter, eigentlich unabhängig. Man lebte seit dieser Verbindung in einem leidlichen Frieden, der durch den kleinen Zwist der Geschmacksverschiedenheiten mehr gewürzt als gestört wurde. Wilhelm wußte schon früher, daß die Umstände der Baronesse nicht die glänzendsten gewesen waren, und fand es ihrer Denkart angemessen, daß sie durch die Verbindung mit einem weder eifersüchtigen, noch grämlichen Manne aus manchen Verlegenheiten sich für immer befreit hatte.

Unser Freund nahm sich vor, sobald

es der Anstand zulassen würde, sich von der Familie zu beurlauben, indem ihm vor neuen Verwickelungen bange war.

Die Gesellschaft erhub sich, um den hellen Abend im Garten zu genießen. Der Graf nahm Alles mit der Miene eines Mannes in Augenschein, der sich schon zum Theil als Eigenthümer betrachtet und hatte vieles zu fragen. Aber der Baron war froh, ihn jetzt an den Hauptmann verweisen zu können, und zog seinen erwünschten jungen Gast bald von den Uebrigen ab, um seiner Freude über dessen Ankunft von neuem Luft zu machen.

„Sie können sich wirklich nicht vorstellen," sagte er, „wie froh ich bin, daß ich mich wieder hier befinde und daß Sie

bei mir sind. Mein Vetter, der Graf, war, wie Sie wissen, schon früher kein ganz angenehmer Gesellschafter; aber seit er den wunderlichen Einfall gehabt hat, eine Herrenhuther-Niederlassung stiften zu wollen, ist er für mich vollends ungenießbar geworden. So lange ich mich bei ihm befand, habe ich fast von nichts reden hören, als von Herrenhuth, Berthelsdorf, Neuwied und Barby, von den Gemeinde-Nachrichten, von den Missionen auf Grönland und Labrador und was weiß ich, wo weiter. Es kamen Weber, die keine Arbeit hatten, Kupferschmiede, Blaufärber, Schlosser, Schuhmacher, die ihrer stillen Arbeit müde waren, Küster, Krämer, Bauern, kurz Leute aller Art, Morgens und Abends zu uns, nahmen ohne Umstände das Wort, redeten wunderbares, phantastisches Zeug

von ihrer innern Erleuchtung, ihren Träumen und Ahnungen, schalten auf die Welt, auf Theater, Tänze, Wirthshäuser, Prediger, nannten sich selbst die verworfensten Sünder und hatten doch einen so unbeschreiblichen, sichtbaren Hochmuth, daß ich sie oft gern aus dem Hause gewiesen hätte. Und das alles hörte der Graf so geduldig an, als ob es die geistreichsten Dinge wären, ging zuletzt an einen großen Koffer, den er mit sich führt voll solcher herrenhuthischer Schriften, und vertheilte Gesangbücher, Tractate und wie sie sonst heißen. Jeden schrieb er mit Namen und Wohnort in ein eigenes Buch und versprach ihm ansehnliche Vortheile, wenn er nach erhaltener Aufforderung zu ihm ziehen würde. Natürlich waren die Menschen in ihren Schmeicheleien nicht sparsam; der Name des her-

ablassenden Grafen wurde von ihnen überall herumgetragen, und dieses ihm noch neue Lob machte meinen Vetter so hochmüthig, daß er es schon im Ernste übel nimmt, wenn man sich nicht von ihm will bekehren lassen. Aber Sie werden es vielleicht bald selbst erfahren; denn er ist in seinen Anwerbungen gar nicht faul."

Wilhelm hörte diese Herzenserleichterungen, die für einen Unbefangenen komisch genug geäußert wurden, mit einer höchst unangenehmen Mischung von Gefühlen. Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß an alle der Verwirrung und an alle dem Uebel, was noch bevorstehen konnte, niemand anders Schuld sey, als er selber. Er sah den Grafen mit seiner Gemahlin als die Opfer seines Leichtsinnes an, und

wenn er sich dann lebhaft dachte, wie sie jetzt fast eben so, wie damals, sich zusammen gefunden, dann schien ihm nichts gewisser, als daß man seine ganze Schuld bald aufdecken und ihn mit Verachtung von sich weisen würde. Indem er in tiefen Gedanken die Reden seines Wirthes eine geraume Zeit ganz überhörte, schrak er nicht wenig auf, als die Stimme der vor ihm stehenden Baronesse ihn anredete.

Zweites Capitel.

„Mein lieber Mann,“ sagte sie, „scheint seinen Gast nicht als ein freundlicher Wirth zu unterhalten; denn er bemerkt nicht einmal, wie tief derselbe in Gedanken geht.“

Der Baron sah verwundert auf und Wilhelm stammelte einige Worte von ihren Gesprächen, von dem Grafen, von dem Verkaufe des schönen Gutes.

„Ich höre schon," versetzte sie, „der Baron hat Ihnen seine Leiden geklagt, und freilich gebe ich ihm darin nicht Unrecht; denn ich habe sie reichlich mitgefühlt. Indeß sind sie, wie ich hoffe, nun mehrentheils überstanden und ich habe mich vornämlich darum von den Uebrigen auf einen Augenblick losgemacht, damit wir gleich von Anfang herein den Ton der Unterhaltung etwas freier und freundlicher stimmen und uns in unsern Bemühungen darum gegenseitig unterstützen."

Sie that mehrere Vorschläge, die dem Baron nicht übel gefielen. „Aber das Beste und Nöthigste," sagte dieser, „ist wohl, daß ich die Kiste mit den langweiligen Büchern auf die Seite schaffe, damit er nicht auf den Gedanken fällt, uns daraus vor-

zulesen. Mein alter Kammerdiener soll sie in sein eigenes Stübchen bringen und einstweilen verheimlichen. Nachher mag er im Nothfall sagen, es sey der größern Sicherheit wegen geschehen und sie sey ihm von mir selber deshalb recommandirt."

Sobald er sich, seines Einfalls froh, entfernt hatte, sagte die Baronesse zu unserm Freunde: „Es ist mir sehr lieb, daß ich gleich heute Gelegenheit finde, mit Ihnen im Vertrauen zu reden. Vielleicht gelingt es uns, alle Unannehmlichkeiten, die leicht entstehen könnten, und die Sie selbst vielleicht befürchten, durch Klugheit zu vermeiden, ja selbst manches Ueble wieder aufzuheben, das durch die Vereitlung unsers vor Jahren versuchten kleinen Scherzes so ganz unvermuthet und reichlich sich

entwickelt hat. Ihr Anblick, werther Freund, überraschte mich heute selbst. In Mathildens kurzem Bericht von dem, was der Marchese Cipriani von Ihnen erzählt haben sollte, war mir nicht beigefallen, daß eben Sie der uns angekündigte Besuch seyn würden; sonst hätte ich gewiß den Grafen mit seiner Gemahlin nicht jetzt schon hierher eingeladen."

„Wenn Sie glauben," versetzte Wilhelm, „daß meine Anwesenheit irgend Jemanden beschwerlich falle, so wage ich nur um die größeste Offenheit zu bitten. So angenehm mir der bisherige Aufenthalt hier geworden ist, so wird es mir doch nicht an den gültigsten Gründen fehlen, um meine Entfernung zu entschuldigen, gesetzt auch, daß ich gleich morgen früh abreisete. Mein

Reisegefährte, der Marchese, hat nur zu lange schon auf mich warten müssen, und wenn ich überhaupt noch weiter zu ziehen gedenke, so thue ich unrecht, die bequemsten Monate für eine Fußreise ungenutzt zu verlieren."

„Der Graf hat Sie nicht wieder erkannt," versetzte die Baronesse, „und also haben wir nicht nöthig, sogleich auf das Aeußerste zu sinnen. Vielmehr sind Sie nicht bloß meinem Gemahl, wie Sie selbst müssen bemerkt haben, überaus willkommen, sondern uns Allen zur Bildung eines geselligen Cirkels gewissermaßen nothwendig. Da es bei diesem Besuche vornämlich um den Verkauf dieses Schlosses mit den nächsten Orten zu thun ist, so muß entweder der Baron oder der Hauptmann sich dazu

verstehen, mit dem Grafen die Plane und Tabellen durchzugehen, das Inventarium aufzunehmen, die Pächter zu befragen und was der unangenehmen Geschäfte mehr sind. Vermuthlich wird mein Mann diese, mit dem Grafen gewiß doppelt peinliche Verhandlungen von sich entfernen und sie dem Hauptmann aufbürden, der auch gewandter darin ist und den Werth der Güter genauer kennt. Sie sehen leicht, daß Sie uns für diese Zeit wenigstens wahrhaft unentbehrlich sind, damit wir Frauen mit unserm Baron nicht vor Langeweile tiefsinnig werden."

Wilhelm dankte für das Verbindliche, was in diesen Worten lag. „Aber," setzte er hinzu, „es wird mir schwerlich gelingen, zur Unterhaltung beitragen zu können, be-

sonders, wenn wir uns häufig mit der Gräfin allein finden sollten. Sie kennt mich allerdings noch wohl und ich glaube, daß meine Gegenwart sie als eine stete Erinnerung an meine Indiskretion beunruhigt."

„Behüte," flüsterte die Baronesse. „Wenn sie wirklich jenen Vorfall noch lebhaft in Andenken trägt, wie ich das mit Ihnen glaube, so wird es gerade gut seyn, wenn Sie sich ihr wieder nähern. Eine solche Annäherung, die eben jetzt wegen der Beschäftigungen ihres Gemahls doppelt leicht ist, wird sowohl sie selbst von allen Gedanken, womit sie sich quälen mag, entfernen, als vielleicht Gelegenheit geben, durch einen neuen, glücklicher ausgeführten

Scherz die Folgen von dem mißlungenen ersten aufzuheben."

Wilhelm empfand eine lebhafte Abneigung gegen diesen Vorschlag und gegen den Leichtsinn, der nach so ernstlichen Lehren des Schicksals noch auf ihn verfallen konnte. „Theure Baronesse," versetzte er, „ich habe selbst meine frühere Uebereilung nur zu tief empfunden und könnte unmöglich mich der Gefahr aussetzen, meine Schuld zu verdoppeln. Uebrigens bin ich von Herzen bereit, um für die Beruhigung der edlen Gräfin Alles zu thun, sollte es auch nöthig seyn, dem Grafen selbst durch eine offene, mich selbst anklagende Erzählung den Wahn seines frühen Todes, der sich auf jene, von mir veranlaßte Täuschung gründet, zu benehmen."

„O, ehrlicher Mann,“ lachte die Baronesse. „Er kennt Sie ja nicht mehr, wie wollten Sie es ihm denn glaubhaft machen, was Sie erzählen? Der Damen müßten Sie doch, vermöge Ihres Zartgefühls, schonen, und urtheilen Sie, wie viel Wahrscheinlichkeit Ihrer Darstellung dann bleiben, wie wenig der Graf dadurch überzeugt werden würde. Aber es ist auch gar nicht mehr der Wahn des nahen Todes, der ihn der Welt entzieht. Nachdem er bereits Jahre lang in Gesundheit fortgelebt hat, muß er ihn schon längst aufgegeben haben. Es ist die feste Idee, ein zweiter Zinzendorf zu werden, die ihn jetzt zu allen seinen Seltsamkeiten verleitet. So viel ich einsehe, weiß er es ganz gut, daß kein bloßer Graf seit vollen hundert Jahren ein solches Aufsehen erregt hat, als Graf Zin-

zendorf, und er ist ehrgeizig genug, um die Herrschaft über die Gedanken und Lebensweise Anderer mit den Unbequemlichkeiten des Lehramtes gerne zu erkaufen. Wenn seine schwache Seite nicht eben in dieser frommen Lebensweise ihre volle Pflege und Bequemlichkeit fände, wie wäre es möglich, daß er seinem Plane so treu anhänglich bliebe, ohne daß mit seinem Charakter irgend eine merkbare Veränderung vorgegangen wäre? Er ist ja noch eben der Mann, welcher er vor Jahren war, nur daß er um ein gut Theil eitler ist und nicht bloß die Prätension des Vorrangs und des bessern Geschmacks, sondern der Vorbegünstigung durch den Himmel selber und der religiösen Untrüglichkeit macht. Die vermeinte Geistererscheinung, deren Zusammenhang wir am besten kennen, hat diesen

Wahn einer besondern Erwählung vermuthlich in ihm zuerst veranlaßt, und wenn das ist, so könnte vielleicht eine zweite ihn eben so leicht auf eine erträglichere Seltsamkeit zurücklenken, ohne daß weiter eine Gefahr zu befürchten stände."

„Sollte es nicht möglich seyn," meinte Wilhelm, „daß wir den Hauptmann von Coucy mit dem Zusammenhange der Ereignisse vertraut machten und ihn dadurch in Stand setzten, durch seine geistige Ueberlegenheit den Grafen über sich selbst und die Unklarheit seiner Begriffe aufzuklären?"

„Nein," sagte die Baronesse etwas empfindlich, „ich mag den Hauptmann auf keine Weise bemühen; auch wünsche ich es dringend, daß Sie von unserer Unterredung

ihm durchaus nichts mittheilen. Statt uns einige Hülfe von ihm versprechen zu können, würden wir höchstens nur eine kurze Vorlesung über unser früheres Benehmen zu erwarten haben, die wir uns, so viel ich einsehe, ersparen können."

„Thun Sie nicht vielleicht dem trefflichen Manne Unrecht?" äußerte Wilhelm. „Ich habe mich ganz davon überzeugt, mit welcher Thätigkeit er sich Ihres Hauses annimmt und wie viei er zu thun im Stande wäre, sobald Ihre Zufriedenheit, Ihre Ruhe, Ihr Glück es foderte."

„Doch?" sagte die Baronesse, „es ist mir lieb, das aus Ihrem wahrhaftigen Munde zu hören; aber gleichwohl darf er von unserm frühern Scherze mit dem Grafen nichts erfahren."

„So viel ich einsehe,“ meinte Wilhelm, „würde er ihn nicht sehr strenge beurtheilen, indem er einmal gegen mich selbst die Rolle eines Geistes gespielt und mich dadurch für lange Zeit in nicht geringes Nachdenken versetzt hat.“

Er mußte der hochaufhorchenden Baronesse den uns bekannten Vorfall mit aller Ausführlichkeit erzählen, und that es um so lieber, weil er dadurch Gelegenheit fand, seine jetzt mehrfach veränderten Ueberzeugungen und strenger gewordenen Grnndsätze ihr auf eine weniger direkte Weise anzudeuten. Dabei begnügte er sich nicht, den Hauptmann durchaus zu entschuldigen, sondern äußerte auch seine lebhafte Dankbarkeit für dessen Bemühungen, ihn aus

dem Irrthume zur größeren Besonnenheit zu führen.

„Ich sehe selbst wohl," sagte er am Ende seiner Erzählung, „daß beide Fälle, wo er und ich einen Geist vorstellten, verschieden sind; aber ich glaube doch wenigstens, daß er an dem Aeußern des unglücklichen Scherzes keinen Anstoß nehmen würde."

„Lassen Sie mich die Sache bedenken," sagte die Baronesse, indem der Baron sehr froh zu ihnen zurückkam. Er berichtete, daß er nicht nur den großen Coffer glücklich auf die Kammer seines alten Dieners geschafft, sondern auch aus der Bibliothek alle Bücher, deren Titel etwas von Herrnhuth aussagte, fortgenommen und auf sein

eigenes Zimmer gebracht habe. Dagegen seyen in dem artigen Glasschranke, den man auf des Grafen Cabinet gesetzt habe, eine Anzahl guter Rittergeschichten von Spieß, Cramer und Andern aufgestellt worden.

„Wir müssen zu der Gesellschaft zurückkehren,“ sagte die Baronesse, „damit Ihre Mühe, lieber Baron, nicht durch unsere zu lange Abwesenheit verrathen wird. Uebrigens hoffe ich, werden wir schon im Stande seyn, die Unterhaltung künftig mehr zu unserer Zufriedenheit einzurichten, wenn wir nur im Einverständniß handeln.“

Dreizehntes Capitel.

Abends, da Alle sich bei dem Essen zusammengefunden hatten, erinnerte sich Wilhelm der Briefe, die ihm an den Baron und die Baronesse mitgegeben waren, und langte sie aus seiner Schreibtafel hervor. Da sie von Verwandten und Freunden der gräflichen Familie herrührten, so nahm man keinen Anstand, sie laut vorzulesen, um dadurch eine allgemeinere Unterhaltung einzuleiten. Sie waren von Lothario, vom

Abbé und von Jarno. Wilhelm war verlegen, weil er die Ankündigung seiner Verbindung mit Natalien darin erwartete, von der er selber noch gar nichts geäußert hatte. Aber er wurde es noch weit mehr, als er fand, daß in allen drei Schreiben seiner wohl gedacht, daß er als ein talentvoller junger Mann, der sich durch Reisen zu bilden gedenke, zwar in den gewöhnlichen Ausdrücken angelegentlich empfohlen war, daß aber keiner auch nur entfernt auf seine künftige Verbindung mit der Familie hindeutete. Er wurde dadurch über die Aussteller dieser Schreiben im höchsten Grade aufgebracht; denn er sah es nur zu deutlich, daß sie auf ein Vorlesen ihrer Worte in seiner Gegenwart nicht gerechnet hatten, und daß sie darüber einverstanden seyn mußten, seine Hoffnungen nicht eben in

Anschlag zu bringen. Kaum war es ihm möglich, seinen Unmuth zu verhehlen und auf die häufigen Fragen, die nun von allen Seiten an ihn gerichtet wurden, leidlich zu antworten. Die Erzählungen, die man von ihm wünschte, fielen so unzusammenhangend aus, das er wie ein blöder junger Mann erschien, der zum erstenmale in einer Gesellschaft zur Rede aufgefodert wird. Der Graf schien ihn auch ohne Umstände so zu beurtheilen und ging zu andern Familiengesprächen über.

Der Baron, welcher vielleicht selbst eine ähnliche Meinung von unserm Helden gefaßt haben mochte, suchte ihm dadurch zu Hülfe zu kommen, daß er ihn um die Ritterburgen fragte, deren Reste er auf seiner letzten Reise etwa besucht haben möchte.

Leider hatte er auch hierauf keine genügende Antwort. Er hatte es nicht der Mühe werth gefunden, einzelner Mauern wegen stundenweit von seinem Wege abzulenken und das Wenige, was er in dem Thale, worin sie sich befanden, selbst gesehen hatte, war das einzige, was er nennen konnte.

„O Freund," rief der Baron, „wie war es möglich, daß Sie die kostbare Gelegenheit, so manche ehrwürdigen Ruinen genau kennen zu lernen, so ungenutzt vorbei gehen ließen. Wie lange schon habe ich den Wunsch gehabt, bloß und allein deswegen mit dem Gottschalck in der Hand das ganze deutsche Vaterland zu durchreisen. Glauben Sie nur, der Gottschalck

könnte dreifach so stark seyn, ehe daß er vollständig zu nennen wäre."

Wilhelm entschuldigte sich, daß die Rücksicht auf sein Kind ihm keine solche Abschweifungen auf oft steile Berge erlaubt habe.

„Es ist wahr," versetzte der Baron, „aber wir haben hier im Thale selbst nicht wenige Ruinen und die hätten Sie doch schon sehen können. Was soll ich von dem Castellan denken, daß er Sie nicht einmal mit diesen schönsten Zierden unserer Gegend bekannt gemacht hat? Womit mag er Sie doch nur unterhalten haben? Aber, es ist mir auch wieder lieb, daß er es nicht gethan hat; ich werde es nun selber thun, und ich denke, Sie sollen für die Verspä=

tung Ihres Genusses durch die Ausführlichkeit der von mir über jede Trümmer gesammelten Nachrichten entschädigt werden."

Wilhelmen war diese Unterhaltung nicht viel tröstlicher, weil seine Gedanken ihn davon zu stark abzogen. Er eilte, sobald es thunlich war, hinaus in den dunkeln Garten. Sein Herz klopfte hörbar. Kaum umfing ihn die freie Nacht, so quollen Thränen des Unmuths aus seinen heißen Augen. Er eilte auf einen freien Rasenplatz, warf sich nieder und versuchte die brennende Stirn mit dem starken Thau zu kühlen, der an den Halmen hing. Aber als ob der Schmerz erst durch die Linderungsmittel gereizt würde, flossen seine Thränen immer unaufhaltsamer und trockneten nur dann, wenn der Verdruß über

die Täuschung seines Vertrauens sie wie mit seiner Glut einsog.

Der ruhige Besitz eines Gutes ist gar nicht geeignet, um den Werth desselben für unser Herz zu bestimmen. Nur der Verlust öffnet uns mit einer feindseligen Wahrhaftigkeit darüber die Augen. Man kann Freunde, Eltern, Geschwister Jahre lang nicht gesehen haben, man kann sich gewöhnt haben, Tage lang ihrer nicht zu gedenken und selbst glauben, daß ihr Daseyn bei uns auf Erden uns gleichgültiger als billig geworden sey, und doch besteht das Band der Liebe noch ungeschwächt, wie ehedem, und wirkt mit zu dem allgemeinen Gefühl unsers Wohlseyns, ohne daß wir es erkennen. Nur erst, wenn der Tod es unerbittlich zerreißt, wird uns seine Stärke wie-

der fühlbar und wir klagen dann nicht bloß über unsern Verlust, sondern auch über unsre Schuld.

Es ist derselbe Fall, wenn ein junger Mann seine entfernte Geliebte verliert. Wilhelm hatte sich selbst oft angeklagt, daß er in den letzten Wochen seiner Natalie nicht so häufig gedachte, als er ihrer gedenken zu müssen für die Pflicht einer innigen Liebe hielt. Der Verdruß über die Ungebühren in dem Benehmen ihrer Verwandten und Freunde, die Begebenheiten seiner Reise, die neu aufgenommenen Beschäftigungen mit der Kunst hatten sich häufig zwischen ihn und ihr Andenken gestellt Er hatte selbst die an Kälte gränzende Ruhe ihres Wesens, die Leidenschaftlosigkeit in dem einzelnen, von ihr seit seiner Entfer=

nung erhaltenen Briefe mißbilligend beurtheilt. Ja er hatte nicht ohne Kummer sich die Möglichkeit gedacht, daß durch fremde Zudringlichkeit das kaum geknüpfte Verhältniß ganz wieder gelöst werden könne. Aber wie ganz anders war ihm jetzt, da aus den kaum erst angehörten Briefen ihm die offenbare Gewißheit aufgenöthigt wurde, daß er seinen Hoffnungen entsagen müsse. Sein ganzes Leben seit seiner Entfernung von der Bühne schien ihm nun auf einmal ohne Gewinn, ja durchaus verwirrend und schädlich. Er sah sich selbst als einen unbesonnenen jungen Mann, der aus Unbekanntschaft mit den Vorurtheilen der Stände nur die rein menschlichen Verhältnisse geltend machen wollen, wider deren Anerkennung sich Alles vereinigt. Er schalt sich einen Thoren, daß er habe glauben können,

ein Bürgerlicher, ein Schauspieler werde von Freiherrn und Grafen als ein Verwandter aufgenommen werden, bloß weil Bildung, Vermögen und die natürlichen Ansprüche der Liebe ihn dazu berechtigten.

Und dann führte seine Phantasie ihm wieder den Auftritt vor, da er Natalien zum erstenmale sah. Die dunkle Nacht wurde vor seinem schwärmerischen Blicke helle, der Park verwandelte sich in die Anhöhe des Waldes, er lag matt auf dem Rasen, wie damals; er sah den Wagen heran rollen, sah die schlanke, schöne Gestalt aussteigen, sich nahen, zu ihm hintreten, hörte wieder ihre Stimme, ihre Worte, sah sie den Ueberrock nehmen und ausbreiten — und eben in dem Augenblicke,

wo er es fühlen zu müssen glaubte, wie ihm war, als er von der theuren Gabe bedeckt wurde und in einer sanften Ermattung sein Bewußtseyn verlor, schreckte ihn die Gegenwart aus seinem Traume auf und er fühlte nur die kalt gewordenen Thränen auf seinen Wangen.

In diesem innern Kampfe seiner Wehmuth und seines Unmuthes störten ihn die Schritte eines in der Dunkelheit sich Nahenden. Er sprang auf. Es war der Hauptmann, der hinausgegangen war, ihn zu suchen.

„Finde ich Sie hier?" fragte er. „Die Andern glaubten, es sey Ihnen nicht wohl und Sie hätten sich bereits zur Ruhe begeben. Sie sind jetzt auch alle schlafen ge-

gangen. Aber es schien mir, als wenn nicht bloß ein körperliches Uebelbefinden Ursache sey, warum Sie heute so unstät, so aufgeregt, so unaufmerksam waren und zuletzt bei dem Vorlesen der Briefe die Farbe sichtlich wechselten. Es steht bei Ihnen, ob Sie Ihren Schmerz für sich behalten wollen. Wenn Sie aber von einer offenen Mittheilung sich einige Linderung versprechen und Zutrauen zu mir fassen können, so seyn Sie versichert, daß ich es nie mißbrauchen werde und daß Sie an mir einen sichern Freund finden."

Wilhelm vermochte nicht zu antworten. Er schloß den Mann, der allein sein Herz errathen hatte und ihn werth genug hielt, um ihn aufzusuchen, fest in seine Arme;

aber ein lautes Schluchzen war alles, worin er sich äußern konnte.

„Lassen Sie uns gehen," sagte der Hauptmann, „der Garten ist leer und in den offenen Gängen wird Ihnen etwas leichter werden. Sie haben mich über Ihre frühern Schicksale bisher nicht zum Vertrauten gemacht und Sie hatten das Recht dazu, weil Ihnen auch die meinigen unbekannt blieben. Wozu wäre es auch noth, jedesmal zu wissen, was ein Mensch war, sobald wir nur Urtheil genug haben, um zu erkennen, was er ist? Aber jetzt muß ich Ihnen gestehen, daß ich die Ursache Ihrer Traurigkeit zu kennen glaube. Irre ich nämlich nicht und deute ich einzelne frühere Aeußerungen von Ihnen nicht unrecht, so faßten Sie eine lebhafte Zunei=

gung zu der noch unverheiratheten Schwester der Gräfin, zu der Baronesse Natalie."

„Sie ist, oder leider vielmehr sie war meine Verlobte," sagte Wilhelm mühsam.

„Es ist ein sehr edles Frauenzimmer," versetzte der Hauptmann, „ja ich darf es Ihnen gestehen, es ist unter allen, welche ich jemals kennen lernte, dasjenige, welches ich am meisten hochachte, welches mehr als Alle den körperlichen Reiz durch ihre schöne Seele zu überbieten, oder zu adeln weiß. Daß Sie gerade diese Natalie lieb gewinnen mußten, sobald Sie dieselbe sahen, das kann ich von Ihrem eigenen Herzen begreifen; daß Sie von ihr geliebt werden konnten, das muß Ihnen selbst eine Bürgschaft für Ihren eigenen Werth seyn, die

nie ihre Gültigkeit verliert, die schon allein im Stande ist, tausend Widerwärtigkeiten zu vergüten."

„Ach," sagte Wilhelm, „daß ich diese Vorzüge meiner Natur doch nur selber erkennen könnte, daß ich bei aller Eitelkeit, die mich sonst verblendete, doch nur im Stande wäre, etwas davon bei dem Lichte der Wahrheit als ächt bewährt zu sehen. Dann könnte ich es glauben, daß Nataliens Seele die meinige anerkenne, daß es keine Uebereilung bei ihr war, welche sie für wenige Tage täuschte und deren Wesen sie nun schon durchblickt hat."

„Lieber junger Mann," fiel ihm jener in die Rede, „Ihre Bescheidenheit ist der wahren Liebe natürlich; aber wie ich Ihre

Geliebte kenne, so scheint eine Uebereilung, wie Sie sich ausdrücken, bei ihr eben nicht gewöhnlich, am wenigsten in einer so wichtigen, folgenreichen Angelegenheit des Herzens und Lebens."

„Aber," sagte Wilhelm bedenklich, „wenn sie nun auch ohne Uebereilung ganz nach ihrer rein menschlichen Natur entschieden hätte, wenn ich nun auch alle das Gute in mir finden dürfte, was dazu noth wäre, um ihre Liebe zu erwerben und festzuhalten: werden denn ihre Verwandte eben so urtheilen? Werden auch die allein unsre Verbindung darum anerkennen, weil sie menschlich rein und tadellos ist? Werden der Freiherr Lothario und der Graf nicht die Rücksichten der Convenienz mit in die Betrachtung ziehen? Werden sie

nicht doch eine Uebereilung darin finden? Werden sie nicht arbeiten, um das ihnen unangenehme Eindringen eines Bürgerlichen in ihre Familie zu verhindern? Ist es nicht ihr Werk, daß ich mich von Nataliens Schlosse zu einer weit aussehenden Reise entschließen mußte? Und wenn ja noch ein Zweifel übrig bliebe, beweisen es die Briefe, die mir selber, ja achten Sie auf den niedrigen Zug, mir selber mitgegeben wurden, nicht ganz deutlich auch für den Verblendetsten, daß sie die eingeleitete Verbindung als durchaus unbedeutend übersehen wissen wollen?"

„Sollten Sie gegen Ihre Bekannten auch ganz gerecht seyn," sagte der Hauptmann, „indem Sie ihnen eine solche Absicht zur Last legen?"

Wilhelm erzählte die auffallenden Versuche, die man gemacht habe, um ihn aus Nataliens Nähe zu entfernen, und auch die unfreundliche Anmaßung, mit der man ihn von Theresen geschieden habe.

„Lassen Sie uns gerecht seyn,“ versetzte der Hauptmann. „So unbedeutend die Verhältnisse des Ranges Ihnen und, ich versichere Ihnen, auch mir erscheinen, so wichtig müssen sie für diejenigen seyn, deren ganzes Leben durch diese Sonderung der Stände zunächst bestimmt wird. Eine Familie, deren sämmtliche Glieder nur für den Umgang mit einer gewissen Klasse gebildet wurden, die mit einigen verwandten Familien gleichsam eine, für sich bestehende große Haushaltung seit Jahrhunderten her gebildet hat, die durch diese Absonderung

die bedeutendsten Vortheile für äußere Anerkennung und Erleichterung des Emporsteigens sich sichert — eine solche Familie kann ihre ganze frühere Einrichtung nicht eigentlich leichtsinnig verlassen, da sie nur Unbequemlichkeiten für ihre Aufopferungen eintauscht. Im Allgemeinen bin ich darum nicht für die Verbindung sehr ungleicher Stände durch die Ehe, und glaube wirklich, daß solche Ehen auf die Dauer überwiegende Unannehmlichkeiten mit sich führen und darum besser gleich zu Anfang verhütet werden. Was könnte auch für einen Bürgerlichen Angenehmes darin liegen, ganz allein in einen Cirkel zu treten, dessen Lebensweise ihm bisher fremd war? Wenn auch keiner unter allen seinen neuen Verwandten ihn je durch sein Benehmen daran erinnerte, daß er nur gleich einem

adoptirten Kinde unter leiblichen Kindern sey, so sieht es doch noch weit aus, bevor die ganze Staatseinrichtung so sehr umgeformt wird, daß die bestehenden Gesetze nicht zu Zeiten unangenehm daran erinnern sollten."

„Leider," sagte Wilhelm, „haben Sie vollkommen recht; auch die Gebildetsten unter dem Adel verstehen es nicht, das bloß Menschliche allein geltend zu machen."

„Ist dasselbe nicht bei allen Ständen?" fragte der Hauptmann. „Achten Sie, wie sich der Bürger dawider auflehnt, wenn seine Familie ein neues Glied aus dem Stande der Landleute aufnehmen soll; wie der Beamte, der reiche Kaufmann einer Verbindung seines Kindes mit einem aus

der Classe der Handwerker zuwider ist, ja wie selbst auf dem Lande die reichern Bauern nur unter einander sich verwandt halten und alle ärmeren Schwiegertöchter und Schwiegersöhne verschmähen."

„O ich Thor," sagte Wilhelm bitter, „der ich diese alltäglichen Erfahrungen vergessen konnte, um mich einer Baronesse zugezogen zu fühlen, weil sie nach ihrem menschlichen Wesen meine Achtung und Liebe erzwang."

„Freund," sagte der Hauptmann, „die Liebe wird dadurch immer frei bleiben; meine Erinnerung sollte nur das sagen, daß Sie so wenig, wie irgend ein Anderer, der sich in einer ähnlichen Lage befindet, auf die volle Beistimmung aller Familien-

glieder zählen dürfen, daß ein verwandtschaftlich naher Verkehr mit diesen, welcher oft einen großen Reiz des ehelichen Lebens ausmachen muß, für Sie, wie für alle Andere in Ihrer Lage sehr schwer, ja selbst unangenehm seyn würde. Aber sobald Sie mit Ihrer Geliebten den Muth haben, aus den frühern Verhältnissen ganz herauszutreten, auf die Reize der gewohnten Gesellschaft zu verzichten, sich einen neuen Kreis von Bekannten zu wählen und darin glücklich zu seyn; sobald Sie von Ihrer Natalie überzeugt sind, daß sie aus Liebe zu Ihnen die mißbilligenden Urtheile ihrer Verwandten nicht achten, den entbehrten Genuß mancher sich ihr verschließender Cirkel nicht fühlen, in den Ton anderer Gesellschaften sich hinüber stimmen und in dieser Entsagung beharren werde, sobald Sie

daneben von sich wissen, daß Sie in ihr nur sie selber und nicht eine Erhöhung Ihres Standes suchten: wie unbedeutend muß Ihnen dann die Entfremdung der Verwandten, die Entbehrung ihrer Freundschaft werden! Und wie gleichgültig können Sie dann bleiben, wo Sie bemerken, daß man Ihr Verhältniß ungern sieht und selbst bestimmt demselben entgegen wirkt!"

Wilhelm ging in Gedanken. Der Sinn in des Hauptmanns Worten leuchtete ihm ein; aber so nahe diese Gedanken lagen, so wenig war er, wie wir wissen, bisher darauf gefallen. Er liebte allerdings Natalien um ihrer selber willen; aber es war ihm doch zu gleicher Zeit schmeichelhaft gewesen, daß er durch sie in Verbindung mit einem Stande kommen sollte,

dessen Vorrechte sein Ehrgeiz früher so oft beneidet hatte. Er hatte sich vorgestellt, daß er dadurch wirklich in einen Rang hinaufgehoben werde, den er auf der Bühne mit solcher Vorliebe repräsentirt hatte. Die Darstellung des Hauptmanns benahm ihm diese Täuschung auf einmal und erinnerte ihn, daß seine Aussichten zu umfassend gewesen seyen und billiger Weise auf den Besitz einer fast vollkommen zu nennenden Geliebten sich hätten beschränken sollen.

„Wenn mir nur Natalie bleibt," sagte er zuletzt, „so will ich auf alles andere gern verzichten."

„Eigentlich," sagte der Hauptmann, „sind die Aufopferungen, welche gemacht werden müssen, auf der Seite Ihrer Ge-

liebten; diese muß der Freundschaft mancher ihrer Verwandten vielleicht entsagen, sie muß sich in eine neue Lebensweise finden, sie muß alle Vorrechte ihrer Geburt sich und ihren Kindern entziehen. Bei Ihnen dagegen, lieber Freund, sehe ich keine Verzichtleistung. Denn wenn Sie in Ihrer Liebe nur die Geliebte suchten, so gewinnen Sie Alles und behalten zugleich, was Ihnen nur wünschenswerth seyn konnte."

Die dunkle Nacht, welche sie umgab, verbarg Wilhelms Erröthen, das ihm von einem Blick auf sein eigenes Herz abgedrungen wurde. Indeß war seine Liebe zu Natalien zu stark wieder aufgeregt, als daß er nicht den Trost in den Worten seines edlen Freundes begierig hätte ergreifen

und neuen Muth fassen sollen. Er faßte des Hauptmanns Hand und dankte ihm auf das wärmste, indem er zugleich lebhaft äußerte, mit welchem Fleiße er sich bilden wolle, um seine Geliebte für alle ihre Entbehrungen durch sich selber zu entschuldigen.

„Sie entschließen sich so, wie ich von Ihnen erwartete," sagte der Hauptmann. „Ja," fuhr er bewegt fort, „Ihre Geliebte verdient es ganz, daß Sie Alles anwenden, um ihrer würdig zu werden. Sie sind durch die Führung des großen Gottes einem schönern Glücke entgegen geleitet, als Tausende, die sich mit gleicher Treue, wie Sie, um ihre eigene Veredlung bewerben. Bisher, indem Sie vornämlich nur die gesellige Bildung im Auge hatten, befanden Sie

sich auf einem unrichtigen Wege. Dadurch konnten Sie nie einen Werth gewinnen, der Ihre Natalie für alles, was sie hingab, entschädigte; Sie konnten nie mehr dadurch werden, als jeder gut gebildete Mann von Adel mit ungleich mehr Leichtigkeit und Anerkennung ist. Indem Sie sich auf das große Menschliche beriefen, um Ihre Werbung zu rechtfertigen, indem Sie erwarten, daß bloß aus Anerkennung des Menschlichen Ihre Geliebte Ihnen als Gattin folgen soll, sprachen Sie Ihre Pflicht aus, das Menschliche in sich so zu bilden, daß es jener Aufopferungen würdig sey. Durch diese Bildung, durch den unvergänglichen Adel eines reinen, edlen, hellen, festen Wesens müssen Sie sich auszeichnen. An Anlage fehlt es Ihnen nicht, nur vielleicht an

Muth, an Kenntniß der Mittel, an Stätigkeit."

Wilhelm ergriff seines Freundes Hand. „Ewig will ich Ihnen für diese Stunde danken," sagte er lebhaft; „o daß ich so glücklich wäre, einst dahin zu kommen, wo Sie schon lange sind."

„Lieber junger Freund," sagte der Hauptmann mit einem sehr weichen Tone, „ich kenne nicht bloß Sie, sondern auch Ihre Geliebte. Vielleicht, das darf ich Ihnen sagen, sind Lothario und mein Bruder Ihren Wünschen nicht so abgeneigt, als Sie glauben; wenigstens könnte die Art ihrer Schreiben und die Auslassung aller nähern Mittheilungen auch noch einen andern Grund haben, als die bloße Abnei-

gung vor einer sogenannten Mißheirath. Wir wollen uns darüber beruhigen, vielleicht erfahren wir einst manches besser. Wenn Sie es mir aber zutrauen, daß mein Umgang Ihnen behülflich seyn könne, um Sie Ihrer Natalie werth zu machen, so nehmen Sie meine Versicherung, daß ich gern bei Ihnen bleibe, ja selbst gern mich zur Begleitung auf Ihrer Reise verstehe, wenn diese, wie es seyn kann, bald nöthig oder wünschenswerth seyn sollte."

Wilhelm hatte keine Worte, um seine Freude und seinen Dank auszudrücken. Der Hauptmann aber sagte: „Lassen Sie uns jetzt zur Ruhe gehen; es ist mir genug, wenn Sie nun sanfter schlafen, als Sie es ohne unsre Unterredung gethan haben würden. Alles, was ich Ihnen angeboten habe,

thue ich gern, auch um Ihrer trefflichen Natalie willen. Verhältnisse in unserer Familie, die Sie vielleicht bald selbst errathen, würden mich doch wohl in Kurzem zu einer längeren Entfernung bestimmen, und wenn Sie mir Ihr volles Vertrauen schenken, so hoffe ich allerdings, Ihr und Ihrer Geliebten künftiges Schicksal zu verschönern. Wenn Sie dann am Schlusse sich Beide meiner mit Liebe erinnern, so wird mir das des Dankes genug seyn."

Er küßte nach diesen Worten unsern Freund herzlich und verließ ihn. Wilhelm hatte der Traurigkeit vergessen. Neue Gedankenreihen drängten sich an ihm vorüber. Seine Geliebte schwebte ihn in allem Reize ihrer Schönheit vor, und er fühlte sich in ihr glücklich, ohne an seine frühern ehrgei-

zigen Gedanken nur erinnert zu werden. Das süße Gefühl, einen eigentlichen Freund gefunden zu haben, ließ es ihn zum erstenmale empfinden, wie wohl es thue, der reinen Achtung irgend eines hellen Gemüthes sich bewußt zu seyn, und wie dieses die eigentliche Freundschaft selbst vor der glücklichsten Liebe auszeichne. Die Gleichgültigkeit, mit welcher der Graf ihn behandelt hatte, war ihm jetzt unbedeutend; die Intriguen, zu welchen die Baronesse ihn vielleicht hinziehen wollte, erschienen ihm unwürdig. Zum erstenmale mißbilligte er seine frühere Lebensweise ohne alle Feindseligkeit gegen sich selber; denn zum erstenmale traute er sich daneben die Kraft zu, sie zu ändern. Ja selbst für den Fall, der freilich der härteste war, daß er seiner Geliebten entsagen müßte, glaubte er Kraft

genug zu haben, um selbst in der Resignation durch das Bewußtseyn der eigenen Würde sich, wie der Hauptmann, getröstet zu fühlen. Freilich war, ohne daß er es merkte, sein ganzes Wesen noch exaltirt. Aber er schlummerte doch ohne Traurigkeit und Unmuth ein.

Viertes Capitel.

Die Sonne mochte nur erst aufgegangen seyn, als der Baron schon vor Wilhelms Lager stand und ihn weckte. „Sie müssen es nicht übel nehmen,“ sagte er, „daß ich Sie aufstöre. Wenn es Ihnen gefällig ist, so reiten wir zusammen in der frischen Kühle ein wenig aus. Die Pferde werden schon gesattelt und bis die Andern munter werden, können wir schon einen ziemlichen Ritt gemacht haben. Kleiden Sie sich

etwas schnell an, ich will Sie unten erwarten."

Wilhelm sprang auf und warf sich in die Kleider. Unruhige Träume hatten in ihn etwas Dumpfheit zurückgelassen; er verlangte nach der freien Luft.

Schon im Begriff, sein Zimmer zu verlassen, bemerkte er an der Wand ein Gemälde, das früher nicht da gehangen hatte. Es war das sauber und treffend in Pastell gearbeitete Brustbild seiner Natalie. Ueberrascht stand er davor und fühlte sich in die Nähe der Entfernten zurückgezaubert. Wer mochte es aber hierher gebracht haben? Er konnte es sich nicht bestimmt angeben; aber im Herzen dankte er der freundlichen Aufmerksamkeit der unbekannten Hand und

rief sich die begeisterten Vorsätze zurück, mit welchen er den gestrigen Tag beschlossen hatte.

Aber der ungeduldige Baron kam schon wieder zurück, vielleicht in der Meinung, daß Wilhelm von neuem eingeschlafen seyn könnte. Als er ihn vor dem Bilde traf, sagte er: „Also hat man das Portrait unserer Nichte hier zu Ihnen gebracht, und ich hätte geglaubt, der Castellan werde desselben nie müde werden? Es ist von meiner Mathilde gemalt," erläuterte er, „die eine Zeitlang bei ihrer Cousine sich aufhielt, und wenn Sie diese kennen, so werden Sie gestehen, daß es nicht übel getroffen ist."

„Es ist sprechend ähnlich," sagte Wil-

helm. „Und Ihre liebenswürdige Tochter war also auch unter den Zöglingen der jungen Baronesse?“

„Das eigentlich nicht,“ sagte der Baron, „sie ist ja nur zwei Jahre jünger. Aber, Freund, was mögen die Menschen hier mit Ihnen angefangen haben, bevor wir ankamen? Von den Ruinen haben Sie keine gesehen, die Familienverhältnisse sind Ihnen unbekannt, mich selbst hatten Sie nicht einmal hinter dem Besitzer dieses Gutes vermuthet. Was mag Ihnen doch der Castellan oder mein Mädchen vorerzählt haben? Nun, es ist auch schon gut; ich werde es nachholen. Lassen Sie uns für jetzt nur eilen, daß wir unbemerkt fortkommen. Die Pferde werden schon ungeduldig.“

Sie flogen bald auf den muthigen Thieren die Landstraße entlang. Der frische Morgen schien Beiden wohlzuthun. Auf den weiten Wiesen lag noch ein silberweißer Thau; über dem Flusse zog der dampfende Nebel; eine leichte Luft bewegte alle Gebüsche. In dem großen Dorfe war schon Alles munter, um Hafer und Gerste zu bestellen. Die Bursche, welche in den Feldern ackerten, grüßten zutraulich aus der Ferne und die ältern Leute traten bei dem Hufschlag der Pferde an die Fenster und nickten. Alle schienen sich über die Zurückkunft des Gutsherrn auf eine Weise zu freuen, die Wilhelmen erst Nachmittags verständlich wurde.

Hinter den letzten Häusern wandten sie sich links gegen eine steinerne Brücke,

die sie über den Strom führte, und trabten dann langsamer gegen das Gebirge aufwärts.

Der Baron erkundigte sich sehr theilnehmend nach allen Schauspielern, die er früher in Wilhelms Gesellschaft gefunden hatte, und dieser erzählte seine Lebensgeschichte ziemlich umständlich bis zu seiner Bekanntschaft mit Lothario. Von dieser letztern Zeit redete er aber nur mit großen Auslassungen, weil ihm die Erinnerung daran zum Theil selbst unangenehm war.

„Sie haben, wie ich meine, sehr unrecht gethan," sagte der Baron, „daß Sie die Bühne verließen, für welche Sie doch ein entschiedenes Talent besitzen. Das Leben ohne die Kunst, man möge es in jedem

beliebigen Stande führen, als Fürst, Bürger oder Bauer, wird auf die Länge immer genußlos, und wer nicht so wunderlich geschaffen ist, daß er es für ein Tagewerk hält, mit dem er nur bis zum Tode fertig zu werden sucht, der fühlt in allen Ständen zuletzt Ueberdruß. Wenigstens haben meine Erfahrungen mich davon überzeugt. Die ganze gegenwärtige Welt-Verfassung scheint mir auf eine allgemeine prosaische Langeweile berechnet, und darum halte ich es für wahrhaft vernünftig, mit seinem Geiste in eine frühere Zeit und Sitte zurückzukehren, wo alles anders war, wo man nicht bloß in der Ferne, sondern in seinen eignen Lebensverhältnissen etwas Romantisches fand. Das schlechteste Ritterbuch giebt mir mehr Unterhaltung, als die ausgedachteste Familiengeschichte. Leider

kann ich selbst das alles, was ich in der Ritterzeit Schönes finde, nicht selbst in meinem Leben wirklich machen. Sie aber, Freund, sind darin glücklich, daß Sie Anlage für eine Kunst haben, die ins Leben selbst hinüber tritt, und Sie werden, glaube ich, es dereinst sicher bereuen, wenn Sie dafür ein Leben wählen, das ohne Kunst sich mit den gewöhnlichen Reizen behelfen muß, die die Alltäglichkeit noch übrig behalten hat."

Wilhelm erzählte dagegen einen Vorfall, der ihm selbst früher begegnet war und den wir bereits kennen, wie er zuerst den Schauspieler Melina mit seiner nachherigen Frau gefunden, mit demselben gesprochen und sich nicht wenig über ihn geärgert habe, daß er die Bühne verlassen

wollen. Er entsann sich noch ganz wohl seines damaligen Eifers und des ihm so platt scheinenden Widerspruches von dem Mann, der lieber eine Einnehmerstelle bekleiden, als auf der Bühne von neuem sein Glück versuchen wolle. „Und eben dieses,“ schloß er, „begegnete mir doch einige Jahre später selber, und wenn Melina sich meiner frühern Deklamationen erinnert hätte, so hätte er sie mir sehr treffend wiederholen können. Ein solcher Unterschied findet sich zwischen dem Schein, den mancher Stand nach außen hin behauptet und zwischen seinem Innern.“

„Und also,“ sagte der Baron, „haben Sie nun der Kunst den Rücken gewendet für immer?“

„Behüte," sagte Wilhelm, „ich habe mich ihr vielmehr mit neuer Liebe zugewandt und hoffe, diese Liebe soll bis an mein Ende nicht lau werden. Es ist nur nicht mehr zunächst die Schauspielkunst, sondern die Poesie überhaupt, die ich mir als Geliebte erkoren habe."

„Nun bravo," rief der Baron und reichte ihm die Hand herüber, „so sind wir einig. Aber ich beschwöre Sie, Freund, hüten Sie sich vor den unerträglichen Familiengeschichten und ähnlichem Zeuge aus der jetzigen Alltagswelt; studiren Sie die Ritterzeit. Ich weiß, Sie haben Anlage zum Dichter, verschwenden Sie Ihre Kräfte nicht an Stoffen, die man eben so gut ausgeführt finden kann, wenn man in die

nächste kleine Stadt reitet und nach den neuesten Tagsgeschichten fragt."

Wilhelm entgegnete, daß er zunächst gar nicht an eigene Arbeiten denke. Wenn er seine Reisen beendet habe, so sey er ziemlich entschlossen, von seinem ererbten Vermögen irgend ein bedeutendes Gut zu kaufen und auf demselben der Natur, der Kunst und sich selber zu leben, auf ähnliche Weise, wie der Baron.

„So?" sagte dieser lächelnd, „also halten Sie meine Lebensweise für die beste? Das verdient immer meine dankbare Anerkennung und ich gestehe, daß ich selbst damit leidlich vergnügt bin. Aber es fällt mir bei, wenn Sie je auf diese Art sich irgendwo niederzulassen denken, wählen Sie

doch ja diese Gegend. Vielleicht kann ich Ihnen selbst noch ein Gut abtreten. Wenn wir so bei einander wirthschaften, das wird eine wahre Freude seyn. Wir bauen uns nicht gar zu weit von einander an, besuchen einander fleißig, arbeiten, lesen zusammen —

„Und der Hauptmann?" fragte Wilhelm.

„Ich denke," sagte der Baron, „der Castellan bleibt bis an sein Lebensende bei mir. Aber sagen Sie mir es zu, daß Sie, wo möglich, nicht eine fremde Gegend vorziehen wollen. Sie denken es nicht, wie lieb und werth mir Ihr Umgang ist."

Er ließ nicht ab, in unsern Freund

einzubringen, bis dieser versprach, daß er, wenn er sich je irgend wo ankaufen sollte, den Baron zunächst davon benachrichtigen wolle. Um aber nicht zu noch mehr Versprechen genöthigt zu werden, suchte er abzubrechen und fragte, weshalb der Baron seinen Freund, den Hauptmann, Castellan zu nennen pflege.

„Wissen Sie denn nicht, daß sein Familienname von Coucy ist?“

„Allerdings,“ sagte Wilhelm, ohne sich aus dieser Antwort vernehmen zu können.

„Und haben Sie nicht den Fayel gelesen?“ fuhr der Baron in eben dem Tone fort.

„Nein," versetzte Wilhelm.

„Nicht den Fayel gelesen? fragte der Baron in einem Ernste, der Wilhelm unwillkührlich zum Lächeln nöthigte, indem er sich der Worte der Gräfin Orsina in der Emilia Galotti erinnerte, die jedem Schauspieler bekannt sind. Er wiederholte seine Verneinung.

„Nun," sagte der Baron, „es soll das erste seyn, was wir mit einander lesen. Das Stück ist schon wohl funfzig Jahr alt, und so viel Aufsehen es anfangs machte, so ist es jetzt, wie ich finde, sehr wenig mehr bekannt. Aber doch verdient es, daß Sie es kennen. Der Castellan von Coucy spielt darin eine Hauptrolle. Und da es ein historisches Stück ist, wie leicht

ist es, daß unser Freund, der Castellan oder Hauptmann, von jenem Helden abstamme? Ja, ich kann mir jenen edlen, unglücklichen Castellan gar nicht anders mehr, als unter der Person unsers Freundes vorstellen, und nenne ihn darum nicht anders, womit er auch seinerseits ganz zufrieden ist. Thun Sie desgleichen, wenn Sie mit ihm reden" beschloß er.

Wilhelm mußte diese sonderbare Beweisführung in seinem Herzen bewundern, aber er gewann den Baron eben wegen seiner harmlosen Seltsamkeiten lieb, da sie mit einer solchen Hochachtung gegen den Charakter des Hauptmanns und mit einer so anspruchlosen Gutmüthigkeit gegen Menschen aller Stände gepaart erschienen.

Sie ritten in einer Schlucht des Ge-

birges hinauf, durch welche sich ein Bach mit starkem Falle herabstürzte, und kamen an mehreren Kupferhammern vorbei. An einem der letzten, wo das Thal schon sehr unwegsam wurde, hielt der Baron an, stieg ab und winkte Wilhelmen mit wichtiger Miene, ein Gleiches zu thun. Es kam ein rußiger Knecht heraus, der die Pferde in Empfang nahm, und ein Alter in silbergrauen lockichten Haaren trat in die Thür und nöthigte sie herein. Der Baron sprach zu ihm leise einige Worte. Er entfernte sich. Wilhelm war in Erwartung, die durch das feierliche Benehmen seines Gesellschafters gespannt, aber durch die Frage, ob ihm nicht die Erzählung in Veit Webers Sagen der Vorzeit, von dem Müller im Schwarzthale, beigefallen sey, einigermaßen wieder gestört wurde. Nach einer

kleinen Viertelstunde trat der Alte wieder herein, in einer Tracht, wie sie auf den Theatern in den Ritterstücken gewöhnlich die Knappen tragen, mit einem Bündel anderer Kleidung unterm Arme. Es waren zwei vollständige Anzüge für Ritter, Barette, Halskrausen, Schärpen und was sonst dazu gehören mag; ein Knabe trug zwei wirklich bejahrte Degengehänge hinter ihm drein. Er legte alles auf den Tisch und fing mit einem ernsthaften Wesen an, den Baron zu wappnen. Darnach kam Wilhelm an die Reihe und er mußte gestehen, daß der Alte mit einem guten Auge einen passenden Anzug für ihn ausgelesen hatte. Als beide Helden vollständig umgewandelt da standen, so hängten sie sich noch die Degengehänge um. Der Alte nahm ein Grubenlicht und ging voraus.

Wilhelm erinnerte sich an das Theater; er stellte sich vor, daß er eine Rolle aus dem Stegreife und im Freien zu spielen habe, und fand sich ohne Mühe in den erforderlichen Ernst. Ja bald wandelte ihn wirklich eine Art von Schauer an, als ob er durch ein Wunder in frühere Zeiten zurückgetreten wäre. Unfern des Hauses lief ein Gang in den Berg hinein, der ehemals ein Stollen gewesen seyn mochte. Wilhelm, der nie ein Bergwerk besucht hatte, aber dagegen mit vielen Ritterschauspielen bekannt war, mußte sich beim Eintritt in die ewige Finsterniß an die unterirdischen Gänge der alten Vesten erinnern. Sie gingen, von dem Grubenlichte bleich angestrahlt, eine geraume Zeit vorwärts, ohne daß Jemand ein Wort sagte. Endlich kamen sie in einen weiten Raum, der in den Felsen ge-

hauen war. Der Baron stand still. Der Knappe ging an den Mauern umher und beleuchtete ein Dutzend dicker eiserner Ringe, die in das Gestein gefügt waren und zum Theil lange Ketten hielten. Er machte durch Rasseln mit einer jeden darauf aufmerksam und stieß absichtlich an einzelne Gebeine, die auf dem Grunde umher lagen.

„Das Verließ," sagte der Knappe mit einer dumpf klingenden Stimme, und Wilhelm fiel in so weit aus seiner Rolle, daß er aufschauderte. Die Knochen am Boden waren wirklich menschliche Schädel und Gerippe.

Der Alte winkte und ging in eine dunkle Ecke. Er schloß eine schwere, mit Eisen beschlagene Thür auf und klomm

eine steinerne, aus vielen Stufen bestehende Treppe vorauf. Darnach kamen sie in einen neuen Gang, dessen oberes Ende wieder durch eine Thüre verschlossen war. Hier athmete Wilhelm freier; denn durch ein Paar eiserne Gitter fiel das Tageslicht herein, das er ungern so lange vermißt hatte. Er glaubte in einem Keller zu seyn. Schwer beschlagene Stückfässer lagen in Reihen an den Wänden. Eine steinerne Wendeltreppe führte sie von da vollends hinauf zu der willkommenen Oberfläche.

In dem Augenblicke, wo unser Freund dem Ende der täuschenden Vorspiegelung einer ganz fremden Zeit entgegen sah, fand er sich von neuem überrascht; denn er stand in einer wahrhaften Ritterburg. Aus einem Eckthurme, worin ihr Gang unter der Erde

hinauf sich endete, führte ihn sein Geleitsmann durch eine lange Halle, deren vergitterte, farbige, bemalte Fenster das Tageslicht wunderlich veränderten, in einen innern, mit kleinen Steinen gepflasterten Hofraum, von wo man das ganze Gebäude mit seinen vier stumpfen Thürmen und vielen Fenstern bequem übersah. Der Knappe war in dem Bau zurückgeblieben; es regte sich kein Laut. In der Dämmerung, die das hohe Gemäuer auf dem innern Platze erhielt, war Wilhelmen noch immer unheimlich. Es that ihm wohl, daß der Baron das Schweigen endlich brach.

Feierlich fragte er: „Wollt Ihr nun, biederer Freund und Genoß, den Inbiß lieber hier oder in einem der Gemächer,

oder auch draußen unter den alten vaterländischen Eichen nehmen?"

Wilhelm erwiederte in demselben Tone, wählte aber doch das letztere; denn vornämlich das Verließ mit seinen Ketten und Gerippen hatte ihn erschüttert.

Sie traten in den großen Thorweg. Der Baron rief und eine alte Frau, als Schaffnerin gekleidet, mit einem großen, rasselnden Schlüsselbund an ihrem schwarzen Rocke, erschien und fragte nach den Befehlen des gestrengen Herrn. Er bedeutete sie und mittlerweile kam der Alte mit einem jüngern Gefährten und zog das knarrende Thor auf.

Auf einmal drang die warme Tages-

luft unsern Wanderern entgegen und das schöne weite Thal aus einem glücklich gewählten Beobachtungspunkte lag vor ihnen. Wilhelm konnte sein Entzücken nicht verbergen, und der Baron weidete sich innigst an seiner Ueberraschung. „Das Alles ist mein!“ sagte er froh, indem er mit der rechten Hand einen weiten Bogen beschrieb und unsern Helden mit einer eigenen Rührung anlächelte.

Fünftes Capitel.

Aber er sollte selbst ein wenig überrascht werden. Denn indem er nach einem heimlichen schattigen Plätzchen sich hinwendete, wo die Mauer mit einem Eckthurme zusammenstieß und die schönste, älteste Eiche stand, sah er ganz verwundert an dem dort befindlichen Tische bereits einen schwarz gekleideten Ritter mit einer Dame sitzen, Beide im vollsten Costüme der frühern Jahrhunderte. Er stand ganz verwundert, und

Wilhelm, der es bemerkte, wußte nicht, ob er träume oder wache. Aber plötzlich sprangen die beiden unerwarteten Gäste auf und kamen lächelnd auf sie zu. Nun erkannte man sie für den Hauptmann und des Barons eigene Tochter.

„In aller Welt, wie kamen Sie auf den Einfall, Castellan?" fragte der Baron.

„Konnten wir es nicht denken," sagte der Hauptmann, „daß Sie unsern Gast hierher führen würden, besonders da Sie schon gestern davon etwas hatten fallen lassen? Nachdem Sie nun schon so Manchen überrascht haben, schienen Sie mir doch endlich selbst eine Ueberraschung zu verdienen. Wir sind wirklich erst nach Ihnen ausgegangen, aber durch den nähe=

ren Fußsteig geradezu hierher gekommen, wo denn die alte Schaffnerin mit ihrem Sohne bald nach uns anlangte. Durch diese erhielten wir unsre gebührenden Ornate, und wenn wir es glücklich errathen haben, daß Sie gerade hierher kommen würden, so ist dieses das Einzige, was dem Zufall zu erklären bleibt."

„Sie sind mein lieber Freund, Castellan," sagte der Baron, indem er ihm die Hand reichte. Diese Gefälligkeit des Hauptmanns galt ihm gerade jetzt doppelt werth, da er wegen der Anwesenheit des Grafen sich schon vor allerlei Angriffen auf seine Liebhabereien gefürchtet hatte.

Der ökonomische Entwurf mußte nun Mathildens wegen in etwas verändert wer-

den. Nach ächter Rittersitte hatte der Baron vorgehabt, am frühen Morgen schon einige Humpen zu leeren, obwohl das sonst nicht in seiner Gewohnheit war. Jetzt wurde mit allgemeiner Einstimmung ein warmer Caffee vorgezogen.

„Eine Freude entgeht Ihnen doch," flüsterte der Baron Wilhelmen leise zu; „den Fayel können wir nun nicht lesen."

Wilhelm hörte diese Nachricht sehr gleichgültig. Es war ihm lieber, daß er sich in einem freien Gespräch unterhalten und die nächste Gegenwart genießen konnte, als wenn er seine Aufmerksamkeit jetzt einer fremden Dichtung hätte zuwenden müssen. Ungeachtet des etwas störenden Caffee's, war doch die Illusion noch immer stark

genug, um ihn angenehm zu beschäftigen. Das moosige Gemäuer, die uralten Eichen, die altdeutsche Kleidung seiner Gesellschaft und der aufwartende Diener, die Entfernung jeder das Ansehn des Modernen tragenden Wohnung, dieses alles führte ihn tiefer, als je eine theatralische Darstellung vermocht hatte, in die Zeiten des Mittelalters zurück. Er glaubte es zu fühlen, wie einem alten Burgherrn gewesen seyn müsse, wenn er vor Jahrhunderten aus dieser schönen Einsamkeit in das belebte Thal hinabblickte.

Indem er diesen Gedanken äußerte, sagte der Hauptmann: „Sie haben zu dieser Vorstellung um so mehr Grund, da diese Burg wirklich uralt und das eigentliche Stammhaus von des Barons Familie

ist. Es war kein übler Einfall, das wüste Gebäude restauriren zu lassen; denn einiger Aufopferungen sind die tapfern und ehrlichen Vorfahren für ihre Enkel noch immer werth. Seit Kaiser Friedrichs des Anderen Zeiten haben hier wirklich einige Jahrhunderte lang wahrhafte Ritter gewohnt."

„Und das Verließ und die außerordentlich weitläuftigen Gänge bis in das Thal sind auch wirklich alt?" fragte Wilhelm, der bei dem Zurückdenken an die Gerippe noch jetzt einen kleinen Schauder empfand.

„Es ist möglich," sagte der Baron, „daß der tiefe Raum, den wir jetzt das Verließ nennen, wirklich einst diese Bestim-

mung hatte. Aber die eisernen Klammern und Ketten, so wie die Gebeine, sind erst zu meines Vaters Zeiten dahin gebracht worden, als man diesen Raum durch ein Ungefähr entdeckte. Indem man damals einen alten Bergwerksstollen, der lange vernachlässigt war, wieder aufnahm und untersuchte, brachen die Knappen endlich in den gemauerten, leeren Raum. Sie berichteten ihre Entdeckung sogleich an meinen Vater, der die Gegend durch einen Sachverständigen untersuchen ließ und dadurch erfuhr, daß das unterirdische Zimmer sich fast senkrecht unter dem verfallenen Gemäuer befinde. Natürlich wurde er aufmerksam, suchte nach dem Verbindungsgange, der sich auch bald fand, und ließ ihn aufräumen. Für seine Vermögensumstände war diese Entdeckung freilich nicht

vortheilhaft. Das Nachgraben nach den Erzen unterblieb. Dafür fing er an, die Trümmern seines Stammhauses wieder auszubauen zu lassen, und ich kann mich noch erinnern, mit welcher Sorgfalt er dabei zu Werke ging. Er machte einige Reisen, um verschiedene der am besten erhaltenen Ruinen in Augenschein zu nehmen, und damit wenigstens äußerlich kein neu behauener Stein nothwendig seyn möchte, kaufte er mehrere alte Kirchthürme gegen Uebernahme eines neuen Aufbau's und ließ die Quadern hierher transportiren. Das gab freilich zuletzt Schulden, aber es reut mich doch nicht, daß mein lieber Vater die alte Burg wieder eingerichtet hat. Ich habe schon viele frohe Stunden hier verlebt und denke, so Gott will, meine Tage hier einst zu beschließen."

„Wenn das Ihre Absicht ist," sagte Wilhelm, „so beschwöre ich Sie nur, das Verließ zuwerfen zu lassen. Es ist ja genug, wenn man die schönere Seite des Mittelalters ins Leben zurückruft, wozu sollen wir uns seiner Schrecken und seiner Gräuel erinnern? Ich lobe es an Fouqué, so weit ich seine Schriften kenne, daß er uns diese letzteren erspart."

Der Hauptmann versetzte: „Wenn die Aufgabe gelöst werden soll, uns das Bild unserer Vorzeit mit möglichster Treue vorzustellen, so gehören jene Stücke, die Verließe, die Vehmgerichte, die Klostergräuel, die Trinkgelage allerdings wesentlich in den eigentlichen Ritterroman. Fouqué, den ich als Dichter schätze, schildert uns das Mittelalter bloß von sehr wenigen Seiten; er

malt uns nur den Zustand der Ritter, der Frauen und der Sänger, und diesen auch nur in allgemeinen Zügen; von dem Zustaude des Volkes, der Leibeigenen, der Klöster, der Rechtsverwaltung, des Staatsverbandes, der Sittlichkeit, des Glaubens und der Wissenschaft werden wir wenig durch ihn unterrichtet. Hier sind nach meiner Geschichtskenntniß manche nach Chroniken gearbeitete Romane, wie die der Naubert, denen von Fouqué weit vorzuziehen, und ich möchte wohl, daß er den Walter von Montbarry, Hermann von Unna und andere Schriften der talentvollen Frau mit seiner Darstellungsgabe, aber ohne zu große Veränderungen, umarbeitete."

„Ich gestehe," sagte Wilhelm, „daß mich Ihre Meinung befremdet. Denn es

scheint mir eben so gewagt, einen Schriftsteller seines Stoffes zu berauben, indem man sein Werk zu verbessern übernimmt, als gefährlich für den poetischen Werth einer Arbeit, wenn man sie zu treu und ängstlich nach der Wirklichkeit formen wollte."

„Warum?" fragte der Hauptmann. „In Shakspeares historischen Stücken glauben wir diese Treue zu finden, und ich erinnere mich nicht, daß irgend ein Verehrer desselben sie darum den andern nachgesetzt hätte. Wenn ein Dichter mit gebildeter Anlage und genügender Geschichtskenntniß den Glauben und Aberglauben des Volkes, den Einfluß der Geistlichen, die Idee der Theokratie, die Verwirrung des Rechts, die Spitzfindigkeit und Wundergläubigkeit der

Gelehrten, das Treiben der reichen Kaufleute, das Leben der Klöster, die Einfachheit der Pracht, die Naivetät der Vornehmen, die isolirte Lage der Ritterfamilien, den Gesichtskreis der Sänger, die allgemeine Geisterfurcht bei dem Trotz der Kraft — wenn ein großer Dichter alle diese Züge dem Mittelalter angemessen aufzufassen und mit dem allgemein Menschlichen geschickt zusammen zu ordnen wüßte, und dabei in den gewählten Stoff, wie in den Sprachausdruck die angemessene Schönheit der Anlage und der Ausführung brächte, so glaube ich, müßte sein Werk das eigentliche Lieblingsbuch des Volkes werden. Denn wenn tausende von Ritterbüchern, von Verfassern, die gar keinen Beruf zur Poesie haben, noch immer dem deutschen Publikum nicht genug thun und halbjährig einen star-

ken Nachwuchs erleben, wie viel ließe sich von einem Meisterwerke erwarten, das zugleich durch wahre Schönheit sich auszeichnete. Einzelne Classen mögen wohl das Fremde und Fingirte, aber das ganze Volk will etwas Vaterländisches und scheinbar Wirkliches, und eben weil Novalis und Tiecks bekannte Romane, so wie Fouqué's Schriften historisch nicht Farbe halten, eben darum gehören sie nicht dem ganzen Volke an."

„Sie fodern aber viel," sagte Wilhelm; „wie selten wird der Phönix von Dichter geboren, der fähig wäre, alle Seiten, von denen eine Zeit betrachtet werden kann, aufzufinden und sowohl nach dem Maßstab des Wahren, als nach dem des Schönen in perspectivischer Weite abzuzeichnen."

„Mit Ihrem Einwurf,“ entgegnete der Hauptmann, „erleichtern Sie mir meine zweite Antwort. Sie fanden es mißlich, wenn ein Dichter sich an einen von einem Andern herrührenden Stoff geben, und Fouqué zum Beispiel die Romane der Naubert überarbeiten wollte. Aber, Freund, eben weil es so selten der Fall ist, daß ein einzelner Mensch der großen Arbeit, welche der Abriß einer Zeit immer bleibt, allein gewachsen sey, eben darum empfehle ich hier die sonst überall schon eingeführte Theilung der Arbeit. Nichts wünschte ich lebhafter, als daß unsre Poesie sich von dem Fingirten wieder auf das historische Gebiet zurückzöge, wie es bei den Griechen der Fall war. Dann, wenn der Dramatiker nur geschichtliche Stoffe und — denn hier ist Begränzung reine Wohlthat — beson-

ders Stoffe aus der vaterländischen Geschichte behandelte, dann wäre wieder eine gebührende Concurrenz Dann würden, wie hunderte von Griechen sich an den Schicksalen der Familie des Cadmus und Danaus versuchten, so hunderte von Deutschen die Schicksale des schwäbischen und sächsischen Kaiserhauses behandeln; Jeder würde ohne Nachrede seine Vorgänger benutzen, und der Wetteifer erst dann aufhören, wenn die Erscheinung einer wahrhaft vollendeten Darstellung ihn in einem Punkte zur Stille wiese. So lange wir aber diese Volksthümlichkeit unsrer Kunst nicht wieder gewonnen haben, sollten alle Schriftsteller wenigstens den Grundsatz anerkennen, daß alle unvollkommenen, mittelmäßigen Werke als ohnehin vergänglich, den künftigen Dichtern zu freier Benutzung Preis gegeben

seyn. Urtheilen Sie, wie viel dadurch gewonnen wäre, wenn alle die, welche Talent zur Darstellung, aber nicht zur Erfindung haben, ohne Anstand sich der Werke derer bedienen dürften, bei welchen sich das umgekehrte Verhältniß fand; wenn der gedrängte Styl des einen die Weitschweifigkeit austilgte, die manches Werk allein ungenießbar macht, und das Talent zu Schilderungen mache andere Werke gleichsam mit Fleisch und Blut überkleidete, die als Gerippe schön sind."

„Castellan," sagte hier der ungeduldige Baron, der anfangs beifällig zugehört hatte, aber nun fürchtete, das Gespräch möchte ihm zu fremd werden, „was Sie da bemerken, ist sehr gut. Aber gleichwohl werde ich meinem Freunde zu Gefallen das Ver-

ließ wenigstens ändern lassen, sobald er sein Versprechen hält, daß er künftig zu mir zieht."

„Sie erzählen mir da etwas ganz Neues," sagte der Hauptmann überrascht.

„Er hat mir es vorhin, da wir hieher ritten, versprochen," behauptete der Baron. „Ich stehe ihm ein Gut in der Nähe ab, und sobald er seine Reise beendet und etwa sich verheirathet hat, zieht er darauf ein und lebt mit uns für immer zusammen. Ich denke, die Nachricht wird Ihnen auch lieb seyn; denn von Ihnen habe ich schon längst das Wort, daß Sie wo möglich mich nicht verlassen wollen."

„Guter Baron," versetzte der Haupt-

mann, „ein Mensch sollte sich selten oder nie erlauben, über seine eigene Zukunft zu schalten; wenigstens vermag ich es nicht mit der Sicherheit, wie Sie. Glauben Sie mir, daß ich viel für Sie und auch für unsern jungen Freund thun kann; aber wohin ich mich zuletzt betten werde, das weiß ich noch nicht zu sagen."

„Ei," sagte der Baron, „Sie wissen, Castellan, daß ich Ihnen schon längst eines meiner Güter angeboten habe, und ich denke, Sie trauen mir zu, daß ich es in ehrlicher Meinung that. Was ich Ihnen sonst noch angeboten, will ich nicht sagen, Sie lehnten es selbst ab, und ich nahm es Ihnen nicht übel, obwohl es uns am sicher-sten bis an mein Ende bei einander gehal-ten hätte. Warum wollen Sie mir aber

weh thun, und nach einer fremden Heimath suchen, die Sie hier verschmähen?"

Der Hauptmann antwortete nicht, es entstand eine kurze Pause, während welcher sich sein Blick auf die Erde, aller Andern Blick aber auf ihn heftete.

„Wissen Sie, wo der Castellan von Coucy sein Grab hat?" fragte er aufblickend.

„Nein," sagte der Baron, „ich denke wohl im heiligen Lande, das Herz aber —"

„Sie fallen aus Ihrer Rolle," sagte der Hauptmann lächelnd. „Aber wenn ich vorhin recht hörte, so hatten Sie vor, ohne unsre Dazwischenkunft den Fayel vorzunehmen?"

Der Baron mußte es eingestehen, und der Hauptmann schlug vor, das Buch gemeinschaftlich hier durchzulesen. Das war jenem überaus lieb und auch Wilhelm war auf die Geschichte neugierig geworden, an die er sich so oft erinnert sah. Aber er sollte sie, so schien es, für jetzt einmal nicht erfahren.

Sechstes Capitel.

Es erscholl ein dreimaliger Hornesruf von einem der Thürme. „Wir haben Fremde in der Nähe," sagte der Baron, „das bedeutet der Ruf des Burgwartes, und es sind drei Personen. Schade, daß wir so gestört werden."

Die Baronesse kam mit dem gräflichen Paare seitwärts die Anhöhe hinauf, und

dieses gestand sich nicht wenig überrascht, indem es die stattliche Gesellschaft an der Mauer sitzen sah. Die kluge Wirthin hatte ihren Gästen von der Umkleidung zuvor nichts gesagt, um sie mit dem etwas auffallenden Benehmen ihrer Hausgenossen desto leichter zufrieden zu stellen. Der Graf nahm auch die Sache für eine seinetwegen veranstaltete Ueberraschung, und bezeugte in diesem Sinne sein Wohlgefallen an der Illusion. Er war weit entfernt, zu vermuthen, daß die hier versammelte Gesellschaft zum Theil gerade ihm habe ausweichen wollen.

Ungern aber ging er auf einen Vorschlag ein, mit welchem der Baron sofort herausrückte, daß auch die neu Angekommenen das Costüm des Ortes ehren und

sich als Rittersleute einkleiden sollten. Er schien zu fürchten, daß etwa Leute aus der Umgegend ihn in der seltsamen Tracht bemerken und dann die ihm, als künftigem Haupt einer Herrnhuther-Colonie gebührende Achtung vergessen möchten. Indeß, nachdem man ihn durch eine Beschreibung von der Einsamkeit der Gegend von dieser Furcht befreit hatte, bequemte er sich. Der Hauptmann führte ihn in das Gebäude, und bald kam er in einer, seiner stattlichen Figur nicht übel stehenden Rittertracht zu der Gesellschaft zurück. Die Gräfin hatte sich zu gleicher Zeit mit der Baronesse umgekleidet und erschien in einfacher schwarzer Kleidung, ähnlich wie Mathilde. Man fand sich bald aus den ersten Scherzen in den gewöhnlichen Ernst zurück, und Wilhelm machte die Bemerkung, daß alle An-

wesende in der fremden Kleidung sich vortheilhafter ausnahmen, als in der modernen.

Der Graf aber hatte sich noch nicht von der Neckerei seines Verwandten entwöhnt. Sobald sie sich wieder in Ruhe um den Tisch hergesetzt hatten, fragte er den Hauptmann: „Wissen Sie auch, was man hier lesen sollte?"

„Nun?" fragte dieser entgegen.

„Den Don Quixote," versetzte der Graf mit einem Seitenblicke auf den Baron.

„Oder Brocke's irdisches Vergnügen in Gott," fiel ihm dieser ins Wort, gewandter als man ihm zugetraut hätte.

„Wirklich," sagte der Hauptmann ernst-

haft, „Ihr Vorschlag, Graf, hat meinen ganzen Beifall. Hier, gleichsam auf der Gränze einer zweifachen Zeit, von keiner ganz verlassen und darum auch von keiner ganz ergriffen, hier wäre man für den Genuß und die rechte Beurtheilung von des großen Cervantes Meisterwerke gewiß am besten aufgelegt. Beschattet von solchen alten Mauern und Thürmen, und besonders in solcher Kleidung steckend, begreift man, wie dem treuherzigen Ritter in seiner Burg der Gedanke kommen konnte, auf seine abentheuerliche Fahrt zu ziehen; man fühlt da am besten das Unschuldige, Kräftige seines Herzens, das sich oft so rührend kund giebt, und dann bedürfte es doch wieder nur eines Blickes hinab in das lebendige, gewerbfleißige Thal, um sogleich auch zu begreifen, wie seltsam seine Gedan-

ken einem Geschlechte auffallen mußten, das kaum aus einer alten Chronik von jener Zeit erfahren hatte, die auf einmal in dem Ritter von der Mancha, wie in einem erwachten Siebenschläfer, in ihre Gegenwart hineintrat."

Der Graf machte bei dieser Auseinandersetzung ein ungläubiges Gesicht, indem er nicht wußte, ob der Hauptmann das Werk im Ernst lobte, oder nur in seine Neckerei des Barons einging. Die Baronesse äußerte, daß der Hauptmann doch wohl über den wunderlichen spanischen Don eine zu vortheilhafte Meinung haben möchte.

„Ich glaube nicht," sagte der Hauptmann. „Wahre Ritterlichkeit hat wohl kein Ritter an König Artus Hof mehr gehabt,

als der Don Quixote. Aber beinahe vermuthe ich, daß Sie das spanische Werk nicht in der treuen Uebersetzung von Tieck oder Soltau, sondern nur in dem verfehlten französischen Auszuge des Florian gelesen haben."

„Sie trauen unserer Geduld zu viel zu," sagte der Graf, „wenn Sie von uns erwarten, daß wir sechs Bände solcher Schnurren lesen würden. Für diese Fälle lobe ich mir immer die französischen Auszüge, die das Ungenießbare mit vielem Geschmacke absondern."

„Dann kennen Sie aber wirklich den ächten Don Quixote nicht," erwiederte der Hauptmann, „dessen von Florian zurückgewiesene Stücke keineswegs eben solche

Schnurren, sondern manches sehr Edle, Erhabene und Rührende enthalten. Ich glaube nicht, daß es viel poetischen Sinn verrathe, wenn man statt eines meisterhaften Ganzen, nur die Anekdoten aus demselben übersetzt und oberflächlich zusammengestellt, als ein Ganzes geltend machen will. Können Sie es gut heißen, wenn man aus dem Ebersdorfer Gesangbuche nur die fremd klingenden und manche anstößige Stellen aushebt, und diesen Auszug für eine Darstellung des herrnhuthischen Glaubens angesehen wissen will?"

„Freilich nicht," sagte der Graf, „und wenn Florians Verfahren wirklich einige Aehnlichkeit mit diesem von Ihnen angeführten Beispiele hat, so will ich es nicht weiter vertheidigen. Denn die Bösartigkeit

oder der Unverstand derer, die eine herrnhuthische Schrift nicht in ihrem Zusammenhange lassen, wo ein Ausdruck den andern erklärt, hat mich oft verdrossen."

Er fuhr nun fort, über diesen Punkt sich weitläuftig auszulassen und hatte des Don Quixote vergessen. Dieses sahen die Uebrigen als ein Signal an, um aufzustehen und sich zu entfernen. Am schnellsten machte sich der Baron mit Wilhelm bei Seite. Er urtheilte, daß der Hauptmann vortrefflich gesprochen und daß der Graf eine solche Abfertigung wohl verdient habe. „Ich war," sagte er, „zu Anfang wirklich etwas bange bei seiner Rede, aber das Ende war schön. Ich will doch wirklich den Don Quixote hier einmal lesen, er wird wohl in der Bibliothek seyn; oder am

besten, wir lesen ihn zusammen. Und wenn der Graf bloß die Spöttereien las, so denke ich, wollen wir gerade umgekehrt allein das Ernsthafte aussuchen, oder wenn es gehen will, das Spaßhafte uns mit einigen Veränderungen ernstlich denken."

Sie besahen die in der Burg befindliche Bibliothek. Dieselbe bestand aus lauter Rittergeschichten, und war jener nicht unähnlich, die einst in der Mancha von dem Wundarzte und der Haushälterin aus dem Fenster geworfen wurde.

„Ich lasse es aus Gefälligkeit gegen den Castellan geschehen," sagte der Baron, „daß meine liebsten Bücher hierher transportirt werden, weil er nicht will, daß Mathilde sie lesen soll. Der Castellan be-

sorgt uns die neuen Artikel, und wir halten dann mit einander Theilung. Was ihm gut däucht, das stellt er in der Orangerie auf, und was mir gefällt, das wird hierher besorgt. Sie sehen, Freund, ich könnte darüber klagen, aber indem ich doch bald hierher zu ziehen denke, lasse ich es mir schon gefallen."

Die Baronesse kam mit der Gräfin zu ihnen. „Hier ist meines Herrn Gemahls Reitschule," sagte die Erstere lächelnd, „und ich vermuthe wohl recht, daß er sich eben aufgesetzt hat. Sie gedenken doch nicht weit, meine Herren?"

„Wir würden uns doch zuvor bei der Dame vom Hause beurlaubt haben," sagte Wilhelm.

„Fürwahr,“ entgegnete sie, „Sie reden wie ein Ritter aus der guten alten Zeit, obwohl Sie am heutigen Morgen diesen Abschied vergaßen. Aber, lieber Freund,“ fuhr sie gegen ihren Mann fort, „dürfte ich Dich wohl mit Erlaubniß unserer Gäste für einige Augenblicke abrufen?“

Der Baron folgte ihr hinaus. Und so sah sich Wilhelm ganz unerwartet der Gräfin allein gegenüber.

Siebentes Capitel.

Nichts kann unbequemer seyn, als die Zusammenkunft zweier Menschen, die ehedem einander vertraulich nahe waren, aber in einer langen Zwischenzeit sich Beide so ganz veränderten, daß sie für ihren erneuerten Umgang keinen sichern Ton zu treffen wissen. Das Mißtrauen hat sich in eines Jeden Herz hinein geschlichen, und indem Jeder es von dem Anderen erräth, will er doch selbst die Genugthuung haben,

es nicht zuerst zu verrathen. In diesem Fall befand sich Wilhelm und er setzte voraus, daß sich ihm gegenüber die Gräfin noch gewisser darin befinden müsse. Nach seinem Urtheil mußte es quälend für sie seyn, daß die einzige Schwäche, deren sich ihr Herz anzuklagen hatte, das gemeinschaftliche Geheimniß eines jungen Mannes war, von dessen Grundsätzen sie nicht die beste Vorstellung haben konnte. Indem er aber bestimmt zu fühlen glaubte, daß er jetzt nicht mehr auf ähnliche Weise handeln würde, wollte er zugleich sich selber nach seiner jetzigen Denkweise rechtfertigen und sie seiner unverminderten, ja nur vergrößerten Hochachtung beruhigend versichern. Selbst für den Fall, den er sich als möglich dachte, daß ein Rest der ehemaligen Zuneigung zu ihm noch immer unausgetilgt

in ihrem Herzen wurzele, wollte er edelmüthig, durch eine Sprache voll Achtung und Anerkennung sich zunächst zurückziehen und dadurch sie selbst aufs schonendste zur vollen Besonnenheit rufen. So schnell aber diese Gedanken, die er schon früher gefaßt hatte, von ihm wiederholt wurden, so verging doch einige Zeit, ehe er den rechten Anfang gefunden, und die Gräfin kam ihm zuvor.

„Es ist lange," hub sie leise an, „daß ich Sie zum letztenmale sah. Sie haben sich indessen sehr viel und ich darf wohl sagen, mir scheint, zu Ihrem Vortheile verändert."

„Möchte ich mich selber nicht täuschen," versetzte Wilhelm, „wenn ich hoffe, an Fe-

stigkeit und Klarheit auch nur etwas gewonnen zu haben."

„Gewiß haben Sie es," sagte die Gräfin. „O, wie oft habe ich mir gewünscht, Sie nur noch einmal wieder zu sehen, aber ohne alle Aussicht, je meinen Wunsch gewährt zu erhalten. Denn daß Sie bei meinen eigenen nächsten Verwandten sich aufhielten, das konnte mir nicht einfallen."

Wilhelm glaubte hier in ihren Worten freilich seinen Verdacht einer noch nicht ganz unterdrückten Zuneigung zu ihm bestätigt zu hören, und suchte verlegen nach einer Antwort, die ganz passend und doch schonend genug seyn möchte. Desto mehr wurde er überrascht, als sie nach einigem Zaudern fortfuhr:

„Gott weiß es, wie sehr ich meinen Fehler erkenne, wie oft ich ihn beweint habe und wie bereitwillig ich bin, alle Schmerzen geduldig zu tragen, die mir dafür noch könnten auferlegt werden. Der gute Vater hat mir selbst meinen Leichtsinn zu einer Quelle reichlicher Wohlthaten gemacht; denn ich mußte durch seine Folgen endlich wohl auf meine Gefahr aufmerksam werden und mich selbst ohne alle Beschönigung erkennen, wie ich war. Dadurch habe ich den einzig richtigen Weg gefunden, welchen ich freilich von Jugend auf hatte beschreiben hören und den eine vortreffliche, nun verklärte Tante mir oft so mütterlich liebend und so innig aus eigener Erfahrung anempfahl, den ich aber in Wahrheit bis dahin nicht kannte. Nur das beunruhigte mich, daß ich so lange in Ungewißheit

Ihretwegen blieb, daß ich mir immer vorstellen mußte, Ihr noch unbefestigtes Herz sey durch mich vielleicht zuerst mit einem Leichtsinne näher bekannt geworden, der ihm zuvor fremd gewesen. Wie oft habe ich nicht für Sie gebetet, wie oft darum angehalten, daß ich Sie nur einmal noch wiedersehen möchte; ich dachte, daß eben mein Zureden auch im unglücklichsten Fall bei Ihnen etwas ausrichten könnte. Nun ist mir auch diese Freude geworden, und wie soll ich meine Freude ausdrücken, daß ich Sie so glücklich fortgebildet wieder finde?"

Wilhelm war im höchsten Grade erstaunt, als er die einst so frohsinnige, mit dem weltlichen Schmuck so zufriedene Gräfin auf diese Weise sich äußern hörte, und

die Sprache des Edelmuths, womit er nur kurz vorher ihre vermuthete Zuneigung hatte beschränken wollen, ging in ein beschämtes Schweigen über. Diese Offenheit, womit die schöne und gebildete Frau über sich selber sprach, dieses völlige Verzichten auf alle Entschuldigung, und diese innere Festigkeit des Glaubens an ihre jetzige Ueberzeugung rissen ihn unwillkührlich zur Bewunderung fort. Nirgend entscheidet der Umstand, wer etwas sagt und wie es gesagt wird, mehr, als in Aeußerungen über den Glauben des Herzens; nirgend sonst scheidet sich die volle Ueberzeugung kenntlicher von dem bloß Erlernten oder Vorgespiegelten. Die scheue Furchtsamkeit der reinen weiblichen Natur, die hier den Muth der Seele, wie eine schöne Schwester den heldenmüthigen Bruder begleitete, machte

sie in seinen Augen liebenswürdiger, als sie ihm je erschienen war.

Er beugte sich auf ihre zarte Hand, um sie zu küssen. „Wie werth ist es mir," sagte er, „daß ich Sie so ruhig und heiter finde!"

„Ja, ich bin es," setzte sie zuversichtlich hinzu, „möchten Sie es auch bald seyn. Wenn das Wort einer Freundin, die es herzlich wohl mit Ihnen meint, einige Ueberredungskraft für Sie hat, so suchen auch Sie zunächst den Frieden für das eigene Herz; man kennt ihn wirklich nicht, wenn man nicht ohne allen Beweis überzeugt ist, daß gegen denselben alle andere Güter nur unbedeutend und scheinbar sind, und daß er nur dadurch gesichert wer=

den könne, daß wir mit unserm Gott ausgesöhnt sind. Es ist freilich mehr die göttliche Liebe selbst, als unsere eigene Bemühung, was uns zuletzt die Augen für das Nächste und Einfachste öffnet. Was alle Erbauungen, alle Gespräche mit frommen Menschen, alles Lesen geistlicher Schriften mir nicht faßlich machen konnten, das wußte der gute Gott mir durch eben dasjenige beizubringen, was mir bisher am meisten im Wege gestanden hatte, durch meinen eigenen Leichtsinn. O, daß ich auch Sie mit starken Armen aus der Welt herausheben und auf meine sichere Insel ziehen könnte, von wo man die beweglichen Fluthen um sich her so ganz ruhig vorbeirauschen sieht. Aber dazu bin ich wohl zu schwach."

Wilhelm befand sich in dem eigenen Fall, daß er an der Gräfin etwas als vortrefflich bewundern mußte, was er doch durchaus keine Neigung empfand, sich selber anzueignen. Der zuletzt von ihr ausgesprochene Wunsch machte ihm dieses fühlbar; er suchte das Gespräch von sich wegzuleiten.

„Und der Graf?“ fragte er; „hat er auch sich beruhigt?“

„Ja,“ versetzte sie, „ich mache mir seinetwegen schon längst keine Vorwürfe mehr; denn auch er ist auf das aufmerksam worden, was allein einen dauerhaften Werth besitzt, und sucht es nach Kräften zu gewinnen. Vielleicht sind auch Sie geneigt, ihm Unrecht zu thun. Glauben Sie mir,

er ist viel, viel besser, als es Manchen scheint, und die Geduld, welche er mit mir hat, ist, möchte ich sagen, eines Engels würdig. Sehen Sie wieder Gottes Finger," setzte sie hinzu, „daß auch auf dieser Seite meine Schuld zu Segen gedeihen mußte! Wie ist doch der himmlische Vater so viel größer als unser Herz!"

Unser Freund empfand nun einmal durchaus ein Unvermögen, in diese Sprache einzugehen, zum Theil, weil er sie als Einer, dem sie eigentlich fremd war, nicht mißbrauchen wollte. Desto mehr beschäftigten ihn Nebengedanken, die seiner Vorstellungsweise angemessener waren. Die schöne Frau in der einfachen, schwarz sammetnen Kleidung, welche sie der Laune ihres Vetters zu Liebe angelegt hatte, er-

schien ihm ganz während ihrer Rede als ein edles Weib voriger Jahrhunderte, die ihr Leben zwischen Gott und ihrem Eheherrn theilt, und an diesem fast eben so wenig Mängel zu sehen gewohnt ist, als an dem Heiligsten. Er verglich sie in Gedanken mit der ihm unbekannten Tante, deren Bekenntnisse er, freilich in einer veränderten Handschrift, gelesen hatte. Es schien ihm, als wenn in der als Kind so froh gestimmten Gräfin eine noch reinere, wenigstens für den Beobachter noch liebenswürdigere Frömmigkeit sich entwickelt habe, als in jener, bei der die körperliche Schwächlichkeit vielleicht nicht ohne Einfluß auf das Gemüth geblieben.

„Wir werden uns wohl nach unsern Freunden umsehen müssen," beschloß die

Gräfin. „Nur bitte ich Sie im Vertrauen,“ setzte sie im Herausgehen hinzu, „hüten Sie sich vor meiner Cousine, der Baronesse. Neben vielem Vortrefflichen hat sie etwas Gefährliches, das ich nicht genau zu bezeichnen weiß. Sie verstehen vielleicht besser, als ich es sagen kann, was ich eigentlich meine.“

Die übrige Gesellschaft hatte sich indeß wieder zusammen gefunden. Es wurde im Freien gedeckt und im Angesicht des weiten, von der Sonne heiß bebrüteten Thales waren Alle sehr heiter. Wilhelm freute sich innigst, daß er mit der Gräfin sich einverstanden und ihrer Achtung sicher wußte, und auch sie zeigte sich von nun an heiterer und unbefangener. Ja, sie scherzte zuweilen auf eine furchtsame Weise

mit dem Baron und Mathilden, und auf unserm Freund ruhte einigemale zutrauensvoll ihr reiner, schwesterlich liebender Blick. Er hielt es für unmöglich, daß diese Seele sich seiner Verbindung mit Natalien widersetzen könnte; ja, nach ihren Aeußerungen über den Grafen, glaubte er es beinahe auch von diesem nicht mehr. Er war in der Stimmung, Alles leichter zu beurtheilen. Seine gestrige Furcht schien ihm größtentheils ungegründet, und wenn auch gewiß blieb, daß von andern Seiten seiner Liebe unfreundlich begegnet wurde, so hielt er diese Gegner seiner Wünsche, den Abbé, Jarno und wahrscheinlich auch Lothario, nicht für so gefährlich, daß er darum muthlos werden sollte In einer heitern Stimmung fand er sich zu allem Wechsel des Gespräches aufgelegt und trug nicht wenig

dazu bei, es zu beleben. Er fühlte es, daß der Baron ihn auf seine Weise herzlich lieb gewonnen, daß die Gräfin ihn achtete, daß der Hauptmann, dessen Auge ihn oft mit innigem Ernst anblickte, sein Freund war; Mathilde war schon längst zutraulich, selbst der Graf wurde aufmerksamer und richtete an ihn häufiger seine Rede. So wagte er es, zum erstenmale in einer solchen Gesellschaft den Ton anzugeben, und fand nach einigen Stunden, als man zufrieden mit dem schönen Tage, aufbrach, daß es ihm wohl früher nur an Muth gefehlt haben möchte, um unter vornehmeren Bekannten auf gleiche Weise, wie einst unter den Schauspielern, seine Unterhaltungsgabe geltend zu machen.

Freilich waren der Hauptmann und die

Baronesse, die beide aufs glücklichste eine Gesellschaft zu beleben wußten, beide sehr still, und unter allen Anwesenden fand sich Keiner, der Wilhelms Muth, wie etwa der Abbé oder Jarno, durch die fühlbar gemachte Anmaßung der Ueberlegenheit niedergedrückt hätte.

Achtes Capitel.

Gegen Abend trieb der Baron selbst zuerst zur Rückkehr. Die ritterlichen Kleidungen wurden abgelegt und dem alten Knappen übergeben, dessen Sohn bereits des Barons und Wilhelms Pferde mit den zurückgelassenen Kleidungen vom Kupferhammer herauf geführt hatte. Die Damen setzten sich in den Wagen der Baronesse zusammen, die Männer ritten nebenher. In der eigenen Kleidung fühlte sich Jeder doppelt be=

haglich, nachdem er sie entbehrt hatte, gleich wie man das eigene Haus dann besser zu schätzen weiß, wenn man einige Zeit auf Reisen war und in Wirthshäusern Quartier nehmen mußte. Jeder schien in einer zufriedenen Laune; es wurde viel gescherzt und erzählt; selbst der Graf schien es erst, als man die nächsten Häuser erreichte, nöthig zu finden, daß er seine ernstere Haltung wieder annähme.

Als man sich dem großen Dorfe näherte, bemerkte man schon von weitem ein reges Leben und Bewegen. Weiß gekleidete Kinder standen in Schaaren bei einander, und vor allen Thüren Männer und Frauen. Der Graf sah seinen Vetter fragend an, auch Wilhelm hatte eine Frage auf den Lippen; aber der Baron schwieg

und winkte nur dem Kutscher mit einem lächelnden Blick, daß er weiter fahren solle. Als man die Barriere erreichte, rief er ihm aber halt! zu und lud die Männer ein, abzusteigen, damit die Pferde und Kinder nicht vor einander scheu werden möchten. Man gab die Pferde an einen Burschen, der sie um das Dorf hin zum Wasser und von da ins Schloß leiten sollte. Die Frauen stiegen ebenfalls aus und der Kutscher bekam die Weisung, so lange zu warten, bis er die Straße wieder leer finden würde. Nun kamen die Kinder in Haufen herbei und überreichten Kränze von Frühlingsblumen. Der Baron, der Hauptmann und Mathilde sahen sich bald davon beinahe überladen; auch die Gräfin und die Baronesse gingen nicht leer aus. Es war für Wilhelm ein interessanter Anblick, der

ihn an seine eigene Ankunft in diesem Dorfe angenehm erinnerte, obgleich er für diesesmal durchaus keine Hauptperson spielte, sondern mit dem Grafen an den freundlichen Geschenken leer ausgehen zu sollen schien. Zwar sahen ihn manche erwachsenere Mädchen schalkhaft genug an, aber aus Furcht vor den Neckereien ihrer Gespielen wagte es doch keine, ihm ihren Kranz zu bringen. Mathilden schien es leid zu seyn, daß sie seinen Arm so ganz leer fand, sie gesellte sich darum zu ihm und sagte freundlich: „Man kennt Sie hier noch so wenig, sonst bekämen Sie auch." Er erbot sich, einen Theil ihrer Kränze zu tragen; darein wollte sie indeß nicht willigen, so schwer sie ihr am Arme hingen; „es möchte Jemand glauben," sagte sie, „daß ich seinen Kranz weniger achtete, als die andern."

Wilhelm erklärte indeß, daß er seine Armuth durchaus nicht übel empfinde, sondern über den ganzen Auftritt von Herzen froh sey. „Wie viel schöner," sagte er, „ist diese Scene, als so manche ähnliche bei Huldigungen und Ehrenempfängnissen, denen ich wohl ehemals beiwohnte. Wie schien bei diesen die Absichtlichkeit, der Zwang der Veranstaltung überall durch, und wie scheint sich hier Alles von selber zu ergeben!"

„Wie?" sagte Mathilde, „meinen Sie denn, daß hier wirklich etwas veranstaltet sey? Nein, sobald nur Einer von uns lange entfernt gewesen und wieder kommt, so geschieht das allemal. Sobald dann die Leute sehen, daß wir nach der Burg fahren, so eilen die Kinder, um Blumen zu

suchen, die Eltern putzen sie auf uud dann warten sie, bis wir kommen."

„Wahrlich," sagte Wilhelm verwundert, „eine solche Liebe zu der Gutsherrschaft habe ich noch nirgend gefunden. Ihr lieber Vater wird mir dadurch doppelt verehrungswürdig, und er scheint das Alles so gewohnt zu seyn."

„O, mein Vater," sagte Mathilde mit Wärme, „ist so sehr gut. Er willigt in Alles, was der Hauptmann zum Besten der Leute ihm vorschlagen mag, und ist zufrieden, wenn er nur frohe Gesichter sieht."

Wilhelm sah sie gerührt an. Es war ihm jetzt Alles doppelt angenehm. Der

Baron und der Hauptmann sprachen mit vielen alten Leuten des Ortes und er bemerkte, wie Achtung und Zutrauen sich in den Mienen der Letztern angenehm vereinigten. Auch er selbst mußte mit Mathilden vor mancher Thür vorkehren, wo sie nach Alten oder Kranken sich zu erkundigen hatte. In manchem schalkhaften Auge der Großväter und alten Mütterchen las er die Vermuthung, daß er wohl der Bräutigam des Fräuleins seyn möge; aber Mathilde dachte daran gar nicht.

Am Ende des Dorfes sprang aus einem Haufen Kinder Felix ihnen entgegen, der heute zu Hause bleiben müssen, weil die Gräfin bei ihrer kinderlosen Ehe durch den Anblick schöner Kinder leicht traurig gemacht wurde. Er hatte eine ganze Tracht

Kränze bekommen, die er nun weiter zu schenken gedachte. Aber leider brachte auch er sie alle an Mathilden, bis diese ihm zeigte, wie der Vater noch leer sey. Da nahm er sie ohne Umstände wieder zu sich, um sie diesem zu geben, und ging, wie zufrieden über ein gutes Werk, ruhig an seiner Hand nach Hause.

Der Graf ließ es sich nicht einreden, daß dieser Auftritt von den Dorfbewohnern selbst herbeigeführt seyn sollte. Er betrachtete ihn als eine Veranstaltung, die man seinetwegen vornämlich getroffen habe, und nur, um ihr mehr Reiz zu geben, vor ihm durchaus als freiwillig wollte erscheinen lassen. Daß er selbst bei der Austheilung der Gaben so sparsam bedacht worden, machte ihn nicht irre; denn die Baronesse über=

zeugte ihn, daß dieses darum geschehen, weil er die ersten Kränze dem nachfolgenden Bedienten übergeben habe. Er äußerte einige, wie er glaubte, gute Gedanken, wie eine solche Ueberraschung durch schickliche Anordnung noch besser eingerichtet werden könne. Auf jeden Fall aber wollte er sich erkenntlich zeigen, und ungeachtet der Hauptmann versicherte, daß er dadurch den guten Leuten mehr nehmen als geben würde, bestimmte er sogleich eine ansehnliche Geldsumme, um dem ganzen Dorfe zur Erwiederung ein Fest zu geben, das er selbst mit Beihülfe des Hauptmanns zu regeln beschloß.

Neuntes Capitel.

In seinen früheren Jahren hatte Wilhelm Menschen von einem höchst verschiedenartigen Wesen kennen gelernt, und es gab Zeiten der Selbstzufriedenheit bei ihm, in denen er geneigt gewesen war, sich selbst eine ziemlich genaue Kenntniß von den Charakteren der einzelnen Stände und Beschäftigungen, ja von den Gemüthsformungen, die jeder vorherrschenden Neigung

eigenthümlich sind und von allen Verzweigungen der Triebe, Kenntnisse, Gefühle und Temperamente in dem Menschenherzen zuzusprechen. Damals, als er den Shakespeare mit solcher Bewunderung las, glaubte er schon nicht weit von dem Ziele, das jener große Dramatiker erreicht hatte, entfernt zu seyn, und indem er es übernahm, den im Allgemeinen ihm zugesprochenen Ruhm der treuen Charakterschilderung durch Ausführung einzelner Beispiele, durch eine Art geistiger Anatomie zu rechtfertigen, maß er sich selbst den nicht geringeren Vorzug bei, das in der Wissenschaft zu besitzen, was der große Engländer in der Kunst besessen haben sollte.

An dieser guten Meinung von seiner eigenen Menschenkenntniß war er indeß

schon im Umgang mit Lothario's Freunden irre geworden. Er bemerkte es schon damals mit einiger Unruhe, daß er früherhin nur die äußerlichen Umrisse, nicht den Grund und die Tiefe von dem Charakter der ihm aufgestoßenen Personen beobachtet hatte. Melina, Philine, Laertes, der Baron, Aurelie, Serlo und so viele Andere standen der äußern Erscheinung nach unterscheidbar genug vor seiner Erinnerung; er fühlte auch das Individuelle in einem Jeden ziemlich bestimmt; aber wie bei einem Gemälde die scheinbare Perspective sich in eine flache Leinwand verliert, wenn man das Auge näher bringt, als der Künstler rechnete, so zeigte sich ihm bei einem schärferen Nachdenken, daß er doch eigentlich jedesmal nur die Oberfläche in sich, wie in einem Spiegel aufgenommen, und zwar an Kenntniß

der Formen, aber nicht an Kenntniß des Herzens und Wesens gewonnen habe. Er empfand das lebhaft, sobald er mit jener leichten Beobachtung nicht mehr ausreichte, sobald er selbst einzelne dramatische Versuche machte, in denen keine Spur von Shakespeare's genauer Charakteristik zu seyn schien, besonders aber, sobald er sich den neuen Bekannten glaubte widersetzen zu müssen, und nun einsah, daß der Grund, aus dem ihre Handlungen hervorgingen, ihm noch ganz unbekannt sey.

Mehr aber, als selbst damals, und eben darum, weil jene Erfahrungen schon voraufgegangen waren, lernte er in den Tagen, welche er in Gesellschaft der gräflichen und freiherrlichen Familie, als ein Glied derselben verlebte.

Man muß den Menschen nahe stehen, wenn man genau und richtig beobachten soll; man muß Zeuge ihres Häuslichen und alltäglichen Lebens, nicht bloß jener Stunden werden, zu denen sie sich vorbereitet und in einen angenommenen Charakter geworfen haben. Im vollen Sinne hatte Wilhelm erst jetzt hierzu Gelegenheit.

Auch traten die einzelnen Personen, die in einem Hause zusammen lebten, und für den oberflächlichen Beobachter den Schein eines ziemlich gleichen Benehmens haben konnten, so weit aus einander, sie waren so bedeutend verschieden und daneben doch in ihren Eigenthümlichkeiten so bestimmt, daß man sie wie Stellvertreter ganz verschiedener Charakter-Classen hätte ansehen können. Keiner war unserm

Freunde ganz unbedeutend und bei keinen zweien war es doch derselbe Grund, auf welchem sein Leben wuchs.

Der Hauptmann war es, welcher unsern Freund zuerst zur Beobachtung aufregte. Dieser beklagte sich gegen ihn nach einigen Tagen, daß er seines Umgangs so fühlbar entbehren müsse, indem der Graf denselben beinahe für alle Stunden, außer denen, wo Alle sich versammelten, zu seinen Rechnungen, Augenscheinen, Contracten und so weiter in Beschlag nehme. Seine vortrefflichen Vorsätze, durch den Hauptmann selbst veranlaßt, müßten nun einstweilen unausgeführt bleiben, noch ehe er sich an ihre Ausführung gewöhnt habe, an ein gemeinschaftliches Lesen sey so wenig zu denken, als an ein unterrichtendes

Gespräch über ihre Lieblingsschriftsteller; denn die Unterhaltungen über nie von ihm selbst gelesene Ritterbücher, worin sich der Baron oft genug einlasse, könne er doch nicht dahin rechnen.

„Ich habe es voraus gesehen," entgegnete der Hauptmann, „daß ich diese Klagen von Ihnen hören würde. Schon da, als die Fremden ankamen, war es nicht schwer zu beurtheilen, daß Sie sich würden mehrfach gestört fühlen. Sie hatten so manche Vorsätze gefaßt, Sie bedurften dafür der Einsamkeit und der Stille. Aber, lieber Freund, warum bleiben Sie den angefangenen Beschäftigungen nicht dennoch treu? Ich meine nicht, daß Sie der Gesellschaft, die Ihrer wirklich bedarf, sich entziehen und die Bücher suchen sollten.

Aber was sind alle Schriften, als der Spiegel des Wirklichen? Und wie sollten Sie es nicht vorziehen, aus der Wirklichkeit unmittelbar selbst zu lernen, statt bloß das dunkel, vielleicht unklar grundirte Gemälde eines Schriftstellers ins Auge zu fassen? Erinnern Sie sich unserer gemeinschaftlichen Ueberzeugung, daß die Welt selbst den Menschen bilden müsse, und Sie werden doch von der Welt den Menschen, die rechte Krone nicht ausschließen?"

„Wenn ich nur so glücklich wäre," sagte Wilhelm, „Ihre Meinung recht eigentlich zu verstehen. Denn den bloßen Umgang können Sie doch so wenig meinen, als Sie es mir werden empfehlen wollen, mit der Pedanterie eines Professors der Psychologie in jeder Gesellschaft nur auf

Charaktere und charakteristische Züge eigentlich zu lauern."

„Behüte," sagte der Hauptmann. „Aber entsinnen Sie sich noch, wie wir vor einiger Zeit darüber uns verständigten, daß es zwar überaus schwer sey, die großen Ideen des Heiligen, des Frommen, Wahren, Schönen, des Rechts, der Freiheit in ihrem Wesen zu verstehen, daß aber dieses Verständniß der einzig richtige Weg zu der vollendeten Bildung sey? Ich kann unser damaliges Gespräch freilich jetzt nicht so ausführlich wiederholen."

„Es bedarf dessen nicht," sagte Wilhelm. „Wie sollte ich mich seiner nicht erinnern? Mehr, als jemals ein Gespräch, hat dieses mich ergriffen und angeregt, und

eben darum war ich so sehnsüchtig auf andere gleicher Art, die ich gehofft hatte und nun entbehre."

„Ich denke, Sie werden schon Ersatz finden," sagte der Hauptmann. „Schon damals bemerkten wir, daß diese Ideen, eigentlich die Grundbegriffe der Menschheit, nicht aus Büchern gelernt werden, daß ihr rechtes Wesen in keiner Wissenschaft kann mitgetheilt werden, daß nur das Leben und die Kunst hier eine Schule eröffnen. Wer wollte aber nicht das Leben der Kunst vorziehen, sobald er nur in jenem keine platte, leere Alltäglichkeit, sondern wirklich die Schule findet, die er sucht? Das aber glaube ich ohne Uebertreibung behaupten zu dürfen, daß in unserm gegenwärtigen Cirkel wenigstens einige sind, die wohl Ihre

nähere Theilnahme verdienten. Die Gräfin lebt in der Idee der reinsten Frömmigkeit, oder vielmehr aus ihr heraus so ganz, daß ich kaum ein Buch kenne, das mir dieselbe anschaulicher vergegenwärtigt hätte. In ihrem Gemahl können Sie dasselbe Prinzip etwas unreiner schattirt wieder finden, aber eben dadurch in einer Form, die weit häufiger auch in berühmten Erscheinungen sich wiederholt hat. Wenn das, was man ziemlich unbestimmt ein gutes Herz nennt, Ihnen einiger Aufmerksamkeit werth scheint, und ich glaube, daß man in einer Welt voll Verschrobenheit das wohl annehmen dürfte, so wird Ihnen der Baron nicht gleichgültig seyn, und Sie werden seiner auffallenden Zuneigung zu Ihnen nicht bloß mit einer Art von ironischen Herablassung entgegen kommen. Von Ma-

thilden will ich nicht weiter reden, sie ist mir zum Lobe zu nahe und einen Tadel kenne ich nicht. Es war wohl nur Ihr treues Andenken an Ihre Natalie, oder Mißverstand einer Bitte, die ich einst an Sie that, daß Sie sich an das reine Wesen derselben bisher nicht näher anschlossen. Auch von der Baronesse lassen Sie mich schweigen. Sie werden ohnehin schon finden, daß in dem Zusammentreffen solcher Menschen für den, der zu ihrem vertrauten Umgange berechtigt ist, kein Surrogat von Lectüre nöthig seyn kann."

-

Wilhelm beschuldigte sich selbst, daß er ohne einige Verläugnung in die Sprache der Gräfin nicht so ganz eingehen könne, daß bei der natürlichen Vortrefflichkeit des Barons seine seltsame Liebhaberei ihn zu

sehr störe, daß er von einem nähern Anschließen an den Grafen eine noch größere Störung befürchte, und daß er Mathildens Umgang allerdings aus einer ängstlichen Treue gegen Nataliens Andenken nicht mehr gesucht habe. Die Baronesse erscheine ihm noch räthselhaft, so daß er sich in ihr jetziges Wesen nicht wohl finden könne, und so sey nur der Hauptmann derjenige, dessen Umgang ihm einen reinen Genuß gebe.

„Schwerlich,“ sagte der Hauptmann lächelnd, „würde diese Klage Jemand von Ihnen vermuthen, der Zeuge gewesen wäre, mit welchem Glücke Sie bisher unsere Gespräche belebt haben. Aber es freut mich eben, daß dieses Talent Ihnen schon nicht mehr genügt. Nun denn, Freund, wenn Sie finden, daß jeder von uns seine Ei-

genthümlichkeit beibehält und seinen Charakter durchführt, warum wollten Sie nicht gleiche Freiheit in Anspruch nehmen? Das Talent, durch Gefügigkeit sich in die verschiedensten Menschen zu finden, sich selbst zu verläugnen, und während Andere sich offen und unverändert geben, ihnen zu Gefallen sich selbst zu verändern, gleichsam der Cement zu seyn, der die harten Steine eben dadurch verbindet, daß er ihnen ausweicht und nachgiebt, dieses Talent, Lückenbüßer zu seyn, das man so häufig als Geschliffenheit oder Unterhaltungsgabe rühmt, wäre wirklich für einen Mann, der sich selbst zu bilden sucht, zu gering, zu nichtswürdig. Führen Sie denn Ihr eigenstes Wesen so frei durch, wie Sie es an Allen bemerken; im Voraus will ich mich verbürgen, daß Sie dadurch nicht beleidigen

werden. Denn nur der ganz Ungebildete kann in diese Gefahr kommen. So zwischen dem, was Sie von den Andern lernen und dem, was Sie bei sich selbst üben, getheilt, sollte ich doch hoffen, daß Sie mich nicht mehr so sehr vermissen würden."

„Eines fehlt doch," sagte Wilhelm. „Ich hatte mich wieder mit so feurigem Eifer zu der Kunst zurückgewendet, ich hatte ihr wieder mein Leben geweiht, ich war von neuem so begeistert für sie: und um eben dieses, was jetzt mein eigenstes Wesen ausmacht, durchzuführen, wie Sie es nennen, dazu gehörte doch entweder Einsamkeit oder jene Gefügigkeit auf Seiten der Andern, die Sie mir so stark widerrathen."

„Es kommt auf einen Versuch an,"

sagte der Hauptmann, „und den wollen wir möglichst bald machen."

Am Abend über Tische kam die Rede auf das Theater und die Musik, welche während der Brunnenzeit in den benachbarten Bädern waren. Der Graf erkundigte sich auch hiernach genauer, als man von ihm möchte erwartet haben. Der Hauptmann hielt das Gespräch bei der Kunst fest, daß es nicht zu gewöhnlichen Erzählungen von der Badezeit überging, und wußte Wilhelm, ohne daß es dieser selber merkte, auf eine geschickte Art hineinzuziehen. Dieser gerieth auch bald in das ihm eigenthümliche Feuer und äußerte sich besonders über die ursprüngliche Einheit der Künste auf eine Allen sehr einleuchtende Art.

„Alle Kunst," behauptete er, „ist nur eine; es ist immer ein und dasselbe, das Schöne, was der Mensch in ihr aussprechen will, und dieses Schöne hat seinen Tempel eigentlich immer in ihm. Aus sich heraus will er es wieder in das Gemüth Anderer hinüber geben, und die äußern Mittel, die er dazu gebraucht, sind nie für mehr als bloße Mittel anzuschlagen. Gleichwie die Worte im Gespräch zweier Liebenden nicht an sich, sondern als Träger der Liebe bedeutend sind, so sind auch die Mittel, in welchen ein Künstler das Schöne kund thun will, nur als Träger des Schönen bedeutend. Es ist allerdings bemerkenswerth, daß die Künstler zu den bloßen Mitteln schon gerade die wunderbarsten Dinge gewählt haben, die es in der Natur giebt. Denn was ist, wie alle zugestehn,

wunderbarer als die Farbe, als die Töne, als die Sprache, die Mienen und die Verhältnisse des Raumes? Gerade für sie und für nichts anderes, giebt es in der Naturordnung eigene Gesetz-Sammlungen. Die Gesetze der Perspective, des Tactes, des Rhythmus und wie man sie sonst nennen will, sind allgemein bekannt; sie sind unverbrüchlich und mathematisch einleuchtend, und bei dem allen doch eigentlich unergründlich; sie sind die eigentlichen Räthsel unserer Welt. Und gerade dieses Wunderbare haben die Menschen genommen, um das noch Wunderbarere, das Schöne, darin auszudrücken. Und hier, bei der Wahl eines unter den Trägern des Schönen, hier scheiden sich äußerlich die Verehrer und Priester des Göttlichen; der Dichter wählt die Sprache, der Musiker den

Ton, der Bildner die Form, der Architekt das Raumverhältniß, der Mime die Geberde und den persönlichen Ausdruck. Es mag ein Mittel vortheilhafter, belohnender seyn als das andere; aber wer sieht nicht, daß deshalb die Kunst doch im Wesentlichen eins bleibt, daß es doch stets nur das einzige Schöne ist, was alle diese Künstler gleichwie in verschiedenen Dialekten ausdrücken wollen, daß man den rechten Sinn für eine jede Kunst hat, sobald man nur das Schöne eigentlich kennt?"

Diese Auseinandersetzung fand allgemeinen Beifall. „Brav," rief der Hauptmann; „der Künstler darf vor uns nichts, als die Fertigkeit, mit der er sein Mittel behandelt, voraus behalten, im Sinn für das Schöne, im Wesentlichen der Kunst

müssen wir Alle mit ihm wetteifern, wir müssen, wie der Maler Conti beim Lessing sagt, Maler seyn, ohne nur je einen Umriß gezeichnet zu haben. Uebrigens wollen wir jedem Künstler neidlos seinen Stoff überlassen; so wunderbar, wie Sie eben sagten, diese Mittel und Träger des Schönen immerhin seyn mögen, es giebt doch ein Mittel, einen Träger des Schönen, der sie alle unendlich weit übertrifft, der das Schöne eigentlich selbst in sich aufnimmt, während jene oft nur dessen Abdruck zu enthalten scheinen. In diesem Mittel oder Stoffe lassen Sie uns als Künstler arbeiten."

„Und der wäre?" fragte der Graf nachdenkend.

„Das Leben selber,“ rief Wilhelm froh aus, indem sein Geist über den großen Gedanken innerlich entzückt war. „Ja, unsre Seele ist das beste Element für das Schöne, und ein schönes Leben ist das höchste aller Kunstwerke. Die Harmonie in unsern ausgebildeten Anlagen, die Melodie in unsern geläuterten Empfindungen, das Ebenmaß in unsern gebildeten Kräften, die Perspektive in lauter wohl geordnete Lebensverhältnisse, das Formen- und Mienenspiel eines in der Ruhe immer regen Geistes — die sind das wahre Urbild aller Kunst, welche den äußern Stoff handhabt. Ein Mensch, der hierin Meister ist, wird unbedenklich über jeden andern Künstler zu schätzen seyn; nur wer das Schöne so in sich aufgenommen und hineingebildet hat, nur der besitzt es ganz. Und um den

schlingen sich alle Künste in freundlicher, neidloser Anerkennung, dessen Erscheinung wirkt wie die Betrachtung einer ins Leben getretenen Antike, dessen Gespräch wie die seelenergreifende Musik, und wenn wir auf seine Verhältnisse sehen, so glaubt sich unser Auge in der herrlichsten Perspektive, in dem vollen, stillen Hinausschauen auf ein Paradies zu verlieren."

„Ja," versetzte der Hauptmann, „Sie nennen das Kunstwerk recht, zu welchem wir Alle berufen sind, und das alle Künstler, welche die Meisterschaft erlangten, wenn nicht an sich vollendet haben, doch von Herzen anerkennen."

Der Graf meinte, daß dieser Satz nicht sehr von der Erfahrung bestätigt

würde, indem man viele der berühmtesten Dichter, Maler und Tonkünstler eines sehr ausgelassenen, regellosen Lebens anklage.

„Und doch," versetzte der Hauptmann, „muß ich meine Ueberzeugung behaupten; denn sie ruht auf einer innern Nothwendigkeit, welche selbst die laute Protestation der Erfahrung nicht hören kann. Zugegeben, was Sie aus der Erfahrung belegen, daß viele der ausgezeichnetsten Künstler in ihrem eigenen Leben das höchste Schöne auszuprägen nicht die Kraft hatten; kann man es ihnen wohl absprechen, daß sie nichts desto weniger dieses Ideal, das Schöne im Leben, von Herzen anerkannten, daß sie ihre eigenen Verirrungen aufs höchste mißbilligten, daß sie wohl gerade dann ihre glücklichsten Arbeiten vollendeten, wenn sie

von Unmuth und Reue über sich selbst ergriffen dem verläugneten Göttlichen in unaussprechlicher Sehnsucht wieder huldigten? Meinen Sie nicht, daß Michel Angelo, Raphael, Mozart, Schiller eben darum uns so vorzüglich ergriffen, weil wir es fühlen, wie ihrer Sehnsucht das Schöne so herrlich, so lebendig vorschwebt und ihre ganze aufgebotene Kraft ringt, es einem äußern Stoff, dem Stein, der Farbe, dem Ton, der Sprache einzuprägen, dessen widerstrebende Natur ihnen doch nie ein Werk vergönnt, was ihnen selbst genügte? Alle die, welche mit sich und ihren Arbeiten zufrieden sind, ohne das höchste Kunstwerk in sich vollendet zu haben; alle, die ihre Schwächen rechtfertigen und selbst als Theile einer künstlerischen Darstellung geltend machen wollen; alle, die nicht entwe-

der den Besitz oder die sehnsuchtsvolle Anerkennung des höchsten Schönen deutlich aussprechen, mögen sie so berühmt, im Technischen ihrer Kunst so gewandt seyn, als sie wollen — sie sind doch nur Afterpriester in dem wahren Heiligthume, mag der Unverstand über sie Triumph schreien, der Gott selber, der das höchste Schöne im Wesen ist, hat sie nie erkannt."

Wilhelm hatte seine Blicke starr auf den Apoll von Belvedere gewandt, der zwischen den Lorbeerblättern stand, als ob er so eben zur Entscheidung hervortreten wolle. „O, nun verstehe ich die Antiken!" rief er auf einmal aus, da der Hauptmann schwieg. Ja, es ist das ruhige Haben, der Besitz des Schönen in sich selber, was diese Bilder uns so göttlich erscheinen läßt, daß wir

sie immer noch verehren möchten. Der Grieche, der selbst nicht zu dem vollen Besitze gelangen konnte, kannte es doch genug, war doch mitunter weise genug, um das höchste Kunstwerk, das schöne Leben, so lebendig und rein in seiner Phantasie zu erfassen, so treu zu copiren, wie es dem beschränkten Stoffe der Plastik möglich ist. Und einmal wenigstens, in dem einzigen Sophokles, wurde der Phönix geboren, dessen innere Schönheit sich nur in dem Stoffe zu spiegeln oder abzuprägen bedurfte, der mit himmlischer Ruhe nur sich selber auszusprechen brauchte!"

„Aber," sagte er auf einmal, des Hauptmanns Hand ergreifend, „warum sollten wir muthlos auf die verschwundenen Griechen sehen? Warum sollten wir die

ewig jugendliche und stets neu geborne Kunst von der Zeit abhängig wähnen? Wir werden nie von den Griechen so viel lernen können, wie von uns selber. Ist nicht ein schönes Leben noch immer möglich? nicht jetzt mehr als damals möglich? Wenn dort der Apoll lebend unter uns träte, könnte er anders, als nach der Gesetzlichkeit des Schönen leben, die auch in uns ausgesprochen liegt, die auch wir zur Ordnung unsers ganzen Wesens benutzen und als göttlich mit liebendem Gehorsam ausführen können? Warum sollten wir denn Abgötterei treiben mit den Resten einer versunkenen Zeit? Warum sollten wir uns nicht vielmehr zu dem wahren Gottesdienste im Geist und in der Wahrheit erheben? Warum das Ideal des Künstlers in irgend einem Kunstwerke und nicht vielmehr in uns selber entwickeln

und anerkennen? Lassen Sie uns Griechen und Neuere, Homer und Shakespeare, Ossian und Sophokles, Ariost wie Schiller, das Pantheon wie die Peterskirche, Raphael wie Dürer, lassen Sie uns alle Künstler und Kunstwerke aller Gattungen und aller Zeiten benutzen; indem wir uns mit allen großen Künstlern vor dem Ewigen beugen und es als Unsichtbar verehren, werden wir Raum finden, um alle sichtbaren Priester desselben mit Liebe und Anerkennung in den Propyläen des Tempels zu lassen!"

„Er ist wahrlich ein Dichter; hat er nicht einen Kranz verdient?" sagte Mathilde, die während der letzten Rede unsers Freundes einige Lorbeerzweige gebrochen und zusammengeflochten hatte, und jetzt

hinter ihn trat und den Kranz über sein Haupt hielt.

Die Frauen winkten, der Baron rief sein lautes „Ja!' und sprang auf, der Hauptmann drückte Wilhelms Hand. Da drückte sich der Kranz leicht auf seine Schläfe und sie sagte leise: „So bleiben Sie doch nicht an Kränzen zurück."

„Sie haben," sagte der Hauptmann, als sie sich zum Schlafengehen trennten, „unser Gespräch von heute früh trefflich ausgeführt; Sie werden nun nicht mehr zweifelhaft seyn, ob ich Recht hatte?"

„Nein," versetzte Wilhelm, dem es jetzt erst beifiel, daß der Hauptmann das Gespräch absichtlich auf die Kunst gelenkt

habe. „Aber,“ setzte er erröthend hinzu, „habe ich nicht eigentlich von Ihrem Reichthum ausgesäet und geerndtet?“

„Wäre denn das Geistige Privat-Besitz und nicht Gemeingut für alle, die es nur fassen können?“ entgegnete der Hauptmann.

Sie schieden mit einem Kuß. Wilhelm saß noch lange auf und dachte über die von ihm geäußerten, aber zum Theil ihm selbst früher ungewohnten Gedanken nach. Die Hoffnung, daß er noch einst ein von Allen mit Achtung anerkannter, sich einer gewissen Vollendung bewußter Mensch und selbst ein nicht unglücklicher Dichter werden könne, war ihm so süß. Man hatte ihm das Zutrauen zu sich selbst so lange ver-

leidet; es war ihm so neu, einmal nicht bloß auf seine Schwächen, sondern auf seine Kräfte hinblicken zu müssen. Er hing den Kranz unter Nataliens Bild und dachte sich ihn als die erste Gabe seiner Liebe; ja er träumte sich in die Zeit der Minnesänger zurück, wo auch die Dichter gleich den Rittern einer treuen und edlen Liebe ergeben waren, und auf ihre Weise eben auch, wie jene, auf Fahrten zogen, Wettkämpfe hielten, Preise gewannen und sie ihren Geliebten widmeten.

Zehntes Capitel.

Es hat für die Erleichterung des Umgangs außerordentliche Vortheile, wenn ein Mann in einer so bestimmten Weise erscheint, daß Jeder ohne weitere Erörterungen und mehrfache Versuche sich in den rechten Ton gegen ihn finden kann. Oft, wo keine innere Bestimmtheit vorhanden ist, muß der angeborne Rang oder ein Titel diesen Dienst leisten. Ein Mann ohne feste Beschäftigung, ohne eine darauf hinweisende Stan=

desbezeichnung darf sich billiger Weise nicht beklagen, wenn die Mehrheit sich gegen ihn etwas ungleich und unsicher im Umgang benimmt, wenn er sich scheinbar oft vernachlässigt findet, wenn er oft gar nur als der namenlose Anhang eines sich bildenden Cirkels betrachtet würde; denn es ist doch nicht zu fodern und noch weniger zu erwarten, daß Andere sich die Mühe geben, gleich zu Anfang sich so ganz in seine Verhältnisse hinein zu studiren, daß sie wüßten, welches der Umfang seiner Kenntnisse und Liebhabereien, welches Gespräch für ihn interessant, in welchen Fällen das Gespräch mit ihm belehrend oder angenehm, wann also die Rede an ihn zu richten sey.

Seitdem Wilhelm durch Veranlassung des Hauptmanns sich für einen Künstler

erklärt sah, fand er Gelegenheit, diese Betrachtungen bei sich selber anzustellen und darnach manche seiner frühern Erfahrungen etwas anders zu beurtheilen. Wie konnte ein junger Mann, der nur als der Sohn eines reichen, schon verstorbenen Großhändlers produzirt werden konnte, an dem weder eine bestimmte Beschäftigung, noch ein entschiedener Charakter bemerklich war, je von Anfang herein eine Gesellschaft interessiren? Jetzt, da er so schnell Beschäftigung und Charakter für Andere gewonnen zu haben schien, jetzt erkannte er es mit Wohlgefallen, wie unerwartete Vortheile er dadurch erreicht hatte. So oft die Rede sich irgend auf Gegenstände der Kunst lenkte, schien man sein Urtheil zu erwarten; man berechtigte ihn stillschweigend, über alles Mögliche seine eigene Ansicht, als eine der

Aufmerksamkeit allerdings würdige, auszusprecheu; man ordnete sich ihm in Sachen des Geschmacks und der Literatur unter; man fand Aussprüche von ihm bedeutend, die früher ganz überhört worden wären; er hatte nicht mehr nöthig, ganze Abschnitte aus seinem frühern Leben der Neugier Preis zu geben, wenn er die Aufmerksamkeit eine längere Zeit durch festhalten wollte; es reichte hin, daß er aus seinen mancherlei Erfahrungen diejenigen einzeln aushob, welche sich als Belege in seine Gespräche ganz natürlich einfügten.

Hatte den Baron schon früher an Wilhelmen einen im Geschmack mit ihm übereinstimmenden Freund vermuthet, so schloß er sich nun noch weit enger an ihn an, und ließ sich doch den Widerspruch, welchen er

oft finden mußte, weit ruhiger gefallen. Mathilde fing an, ihn bei ihren Zeichnungen und Malereien zu Rath zu ziehen. Der Graf brachte das Gespräch auf die ästhetische Seite, die sich auch den religiösen Einrichtungen möchte geben lassen, und foderte ihn zum Urtheil über die Architectur einer neu zu erbauenden Kirche, über die, einem Park ähnlich zu machende Anlage eines neuen Gottesackers, und zu andern Zeiten über die ihm bekannten französischen und deutschen Dichterwerke, über die in der Orangerie aufgestellten Abgüsse berühmter Antiken, über neu anzuschaffende Gemälde, theils für das eigene Haus, theils für die projectirten öffentlichen Gebäude auf. Die Gräfin sah es gern, wenn er bei ihr am Flügel verweilte und auf Spaziergängen über die in der Natur verbreitete An-

lage der Schönheit sich ausließ. Der Baronesse war jede Beschäftigung mit der Kunst eigentlich fremd, aber sie wußte doch, wenn das Gespräch theilweise stockte, die Rede darauf zu bringen. Und so gab es häufig Stunden, in welchen unser Freund mit einer herzlichen Selbstzufriedenheit sich für das bewegende Prinzip des ganzen Kreises halten konnte. Denn der, ihm offenbar weit überlegene Hauptmann trat von dem harten Widerspruche gegen seine Meinungen, den er früher, wie wir wissen, behauptet hatte, ganz zurück; er erklärte sehr selten seine Meinung, und wußte seine Berichtigungen so zu verdecken, daß wohl nur Wilhelm sie eigentlich verstand.

Natürlch konnte es unserm Freunde nicht entgehen, daß man ihm mehr zutraue

und seine Einsicht in alle Zweige der Kunst höher anschlage, als das eigene Bewußtseyn es rechtfertigen wollte. Ueber Architectur, Plastik, schöne Gartenkunst, Musik und Malerei, ja selbst über die Poesie der meisten auswärtigen Völker fand er sich selbst noch in einem hohen Grade unbelehrt. Der Menge von Einzelheiten, die er für alle diese früher gesammelt hatte, fehlte es doch noch ganz an der verbindenden Einheit, die nur ein regelmäßiges Studium fühlbar und klar machen kann. Indeß war der Einzige, der dieses mit ihm wissen mußte, der Hauptmann, nicht so unfreundlich und ehrgeizig, daß er die Andern aus ihrem Irrthum geführt hätte. Wilhelm faßte auch die entschiedensten Vorsätze, das ihm Fehlende auf das emsigste nachzubringen. Studien, deren Umfang ihn wohl sonst zurück-

geschreckt hätte, wurden ihm nun so werth, daß er es aufrichtig beklagte, sie nicht sogleich vornehmen zu können. Er erkannte, wie viel ein geistreicher Künstler nach allen Seiten müsse wirken können, da die Gelegenheit, um fremde Ansichten zu berichtigen, ihm so viel häufiger, als jedem Andern dargeboten werde. Wie gern hätte er zum Beispiel die vielleicht durch ängstliche Nachahmung barock erscheinenden Einrichtungen, welche der Graf vorhatte, zum Besten von Tausenden in eine schönere Form geschmeidigt, wenn er nur im Stande gewesen wäre, sich selbst eine solche schönere Form mit Bestimmtheit zu denken und seine Meinung durch eine klare Darlegung, die am sichersten imponirt, geltend zu machen?

Elftes Capitel.

Begreiflich mußte die Lage, in der sich unser Held befand, seine Aufmerksamkeit auf dasjenige, was außer Bezug auf ihn selber blieb, schwächen. Die Wichtigkeit, welche man den Verhandlungen wegen des Gutsverkaufes gab, mußte ihm zwar im Allgemeinen bemerklich werden, indem man auch in seiner Gegenwart das Gespräch wohl auf einzelne Punkte leitete, die man eben behandelte, und indem der Hauptmann

mit dem Grafen und der Baronesse häufig ganze Nachmittage zu Besichtigungen, Abgränzungen und Vermessungen verwendeten. Aber um die nähern Umstände fand er keine Neigung sich zu kümmern. Wie weit man mit der Auseinandersetzung schon vorgerückt sey, wann die Abtretung statt finden, wie viel sie umfassen solle, welche einzelne Anordnungen der Graf treffen und wie weit er dabei die frühere, glückliche Verfassung der Unterthanen beibehalten werde, das alles hatte Wilhelm keine besondere Lust zu erfragen. Mit dem Baron, der Gräfin und Mathilden schloß er, während die Andern rechneten oder besichtigten, einen immer engern Kreis, in welchem er eine bedeutende Stimme hatte. Man sprach, las, sang, ging aus und schien an keine vorhandenen Geschäfte zu

denken. Der Baron verließ sich ganz auf den Hauptmann, die Gräfin war mit allem zufrieden, was der Graf gut finden würde. Wilhelm hatte zwar bei sich festgesetzt, daß er, sobald der Vertrag abgeschlossen sey, sich losreißen und seine Wanderung fortsetzen wolle, und er erklärte dieses wiederholt. Niemand aber schien ihn dann gern zu hören, sie wünschten Alle, das Kränzchen immer dauern zu sehen, und hatten sich an Wilhelms Lebhaftigkeit so gewöhnt, daß der Baron erklärte, er könne nur mit Schauern an seine Entfernung denken.

Die Briefe von Lothario, dem Abbé, Jarno und andern Verwandten blieben fortdauernd aus.

Auch Natalie schrieb nicht. Wilhelm

vermuthete, daß sie wohl ihre Briefe an einen andern Ort gesandt haben möge, indem sie nicht denken werde, daß er sich noch bei dem Baron aufhalte. Er schrieb ihr umständlich seine bisherigen Ereignisse, auch daß er der Reisegesellschaft des Marchese entsagt und dagegen die Hoffnung habe, an dem Hauptmanne eine andere zu finden.

Von seiner Furcht, daß ihre Verwandten und deren Freunde seinen Wünschen entgegen seyn möchten, schwieg er nach einiger Ueberlegung ganz.

Dem Baron, Mathilden und selbst der Gräfin blieb sein Verhältniß zu Natalien unbekannt. Er konnte sich nicht überwinden, es von seiner Seite zuerst zu erklä-

ren, da man es von der andern her ganz unterlassen hatte, und die Möglichkeit einer zwischen eintretenden Störung doch immer bestehen blieb.

Auf seiner Seite betrachtete er sich ganz als gebunden; aber er nahm sich fest vor, Natalien stillschweigend ihre volle Freiheit zu lassen, und sie nicht einmal zur Vorsicht gegen ihre nächsten Angehörigen aufzufodern.

Gleichwohl näherte er sich, ohne es verhindern zu können, Mathilden immer mehr.

Er hatte die angenommene Gewohnheit beibehalten, Morgens mit aufgehender Frühsonne das Lager zu verlassen und in

den Garten zu eilen. Die frische Kühlung, die dann gleichsam durch alle Winkel seiner Brust wehte, alles in ihm aufräumte und säuberte, war ihm schon so sehr zum Bedürfniß geworden, daß er sie nicht wohl entbehren konnte. Der Hauptmann erschien nicht mehr; er hatte die Ausarbeitung der Papiere übernommen und mußte dazu den Morgen verwenden, weil der Tag in den Verhandlungen mit dem Grafen und mit den Pächtern verstrich. Auch schien kein Anderer an ein so frühes Aufstehen gewöhnt; selbst der Baron kam erst eine gute Weile später zum Vorschein. Aber Mathilde verfehlte nie, die Blumen und Bäume mit dem frühesten Tage aufzusuchen. Wenn er die Länge des Gartens einmal auf und abgegangen war, dann kam auch sie gewöhnlich in einem einfachen Morgenanzuge aus

den Hause. Bei nur einiger Eitelkeit hätte es ihr auffalleu müssen, daß er so genau in ihre, seit Jahren gehabte Gewohnheit eingegangen war; schien es doch, als ob er nur sie in dem Garten suche, als ob er nur darum der Erste in demselben zu seyn eile, um keinen Augenblick ihrer Gegenwart zu verlieren. Wirklich wären diese Gedanken auch nicht ganz ohne Grund gewesen. Denn es machte ihm jedesmal eine herzliche Freude, wenn sie so froh und reinlich hervortrat, wenn die Morgensonne um ihr, in lauterer, herzlicher Freude leuchtendes Auge glänzte und die reine Stirn mit einem sanften Roth färbte, wenn sie ihm zum Morgengruße die zarte Hand reichte, und nun mit ihm daran ging, die Blumen zu mustern, die ausgebrochenen Knospen aufzusuchen, das Reifen der mancherlei Beeren zu

beobachten. Sie erschien ihm dann durch ihr offenes braunes Auge, durch ihr Talent, sich über Kleines noch recht innig freuen zu können, durch ihr unbedingtes Zutrauen zu ihm, daß auch er sich mitfreuen werde, wie ein Kind höherer Art. Aber wenn sich nach diesen ersten, täglich wiederholten Beschäftigungen ihr Gespräch über dem ruhigen Sehen auf ernstere Gegenstände verbreitete, wenn sie ihren reinen Glauben, ihren Wahrheitssinn, ihre Begeisterung für das Edle, ihre Hochachtung für männliche Kraft, ihr anspruchloses Wissen so ohne alle Foderung wie ohne alles Mißtrauen verrieth, dann fühlte er zu gleicher Zeit mit Bewunderung, wie sich in ihr die höchste kindliche Unbefangenheit von der im frühern Alter sie begleitenden Einfalt geschieden und durch die lauterste Bildung veredelt hatte.

Er überzeugte sich, daß sie nur aus einer zur Gewohnheit gewordenen Bescheidenheit in Gesprächen, wo ältere Personen und vornämlich Männer redeten, zu schweigen pflegte, daß sie aber alles, was man Ernsteres und Bedeutenderes in seiner und ihrer Gegenwart besprochen, nicht nur überdacht, daß sie sich auch über Alles ein Urtheil gebildet hatte.

Bald war er mit ihrem ganzen früheren Leben bekannt. Sie hatte nach dem Tode ihrer vortrefflichen Mutter, da sie fast noch Kind war, einige Zeit bei Theresen und darnach bei Natalien zugebracht. Sie schien von Beiden etwas in ihr Wesen aufgenommen zu haben, von jener die Bereitwilligkeit zu allen Beschäftigungen einer Hausfrau, die Ordnung, die Emsigkeit;

von der letztern die innere Ruhe, die selbst in den kleinsten häuslichen Geschäften einen gewissen Anstand sichert.

Von Theresen hatte sie ihr eigener Wunsch entfernt, indem sie doch nicht lernen konnte, das Vergängliche mit der nämlichen Wichtigkeit zu behandeln wie jene. Ueber Natalien äußerte sie sich mit der größesten Hochachtung; Wilhelm vermuthete, daß in dem Benehmen anderer Personen, vielleicht Lothario's oder des blonden Friedrichs, der Grund ihrer Entfernung von derselben gelegen haben müsse.

Ihren Vater liebte sie unbeschreiblich und äußerte es bei jeder Veranlassung. Aber ihr Erzieher, der Hauptmann, war für sie die höchste, menschliche Autorität,

und Wilhelm fühlte sich selbst von einer seltenen Ehrfurcht gegen denselben durchdrungen, wenn sie über ihn sich äußerte. Und doch schien von ihr nichts ferner zu seyn, als die Gefahr, dadurch zu einem leidenschaftlichen Gefühle abgeleitet zu werden.

Da er sich mit ihr in einem ähnlichen Fall befand, indem der Hauptmann unvermerkt auch bei ihm die Stelle eines erziehenden Freundes, ja eines musterhaften Vorbildes eingenommen hatte, da er eben so geflissentlich, wie sie, dessen Ansichten sich zuzueignen bemüht war, und ihn beinahe nicht weniger hochachtete; so kamen sie bald in die Gewohnheit, sich überall seiner Urtheile, seiner Erklärungen zu erinnern. Jedes Gemeinschaftliche, das wir

mit Andern haben, schließt uns näher an sie an. In kurzer Zeit waren Beide, Wilhelm und Mathilde, in die Gewohnheit gekommen, sich in einer Art von geschwisterlicher Nähe zu sehen. Ihre Arglosigkeit und Wilhelms Bewußtseyn, daß er von aller Begehrlichkeit frei sey, brachten sie bald dahin, auch in Gegenwart der Andern diese Umgangsweise beizubehalten. Wilhelm richtete seine Rede immer häufiger auch vor diesen an seine Freundin, und sie erinnerte sich eben so häufig während des geselligen Gespräches an ähnliche Unterhaltungen, die sie früher mit ihm gehabt hatte.

Diejenigen, welche zumeist die Verhandlungen wegen des Gutes übernommen hatten, der Hauptmann, der Graf und die Baronesse, schienen diese gegenseitige Nähe-

rung nicht zu bemerken. Der Baron, der sich fast durchaus zu der Parthei der Unbeschäftigten hielt, war so ganz für Wilhelm eingenommen, der ihn mit steter Achtung behandelte, daß man hätte glauben mögen, er betrachte ihn als seinen künftigen Schwiegersohn. Die Gräfin mochte wirklich diese Meinung fassen; denn sie äußerte nicht die leiseste Mißbilligung. Ueber Tag war sie gewöhnlich ein Mitglied des kleinen Kreises, und man fühlte es in ihre Seele hinein, wie wohl ihr darin war. Häufig äußerte sie den Wunsch, daß doch dieses Zusammenleben möchte immer können bleiben. Dann antwortete der Baron wohl, daß er das allerdings hoffe, und Mathilde sah Wilhelmen fragend an. Er meinte, daß seine Entfernung eben nicht stören werde; aber er mußte sich selber be-

zeugen, daß es doch wohl anders ausfallen müsse, und so erklärten auch seine Freunde, daß mit ihm der eigentliche Kreis, die geschlossene Rundnng würde aufgelöst werden.

Gleichwohl blieb sein Entschluß, vor der wirklichen Uebergabe des Gutes abzureisen, fest. Zwar fühlte er im Voraus, wie hart ihm die Ausführung seyn werde; aber jeder Augenblick der ruhigen Ueberlegung erinnerte ihn, daß sein längerer Verzug in einer Zeit des Umziehens und der begleitenden Unruhe für ihn selbst beschwerlich, für seine Freunde unbequem und überdieß in den Augen seiner scharf urtheilenden, entfernten Bekannten wunderlich seyn müsse.

Zwölftes Capitel.

Wilhelm befand sich mit der Gräfin und Mathilden im Garten. Das Gespräch hatte sich über die schöne Zeit der Kindheit verbreitet, und Jeder erzählte einzelne Auftritte, deren er sich als vorzüglich angenehm oder furchtbar erinnerte. Wilhelm wiederholte jene Geschichten, die er vor Jahren schon Marianen ausführlich erzählt hatte.

„Sie zeigten also schon früh Ihre

Anlage für die Kunst," sagte die Gräfin, „und dieses scheint eine Verheißung für Sie, daß Sie sich darin auszeichnen werden. Aber, Freund, wenn Sie sich zum Theil selbst zu bilden hatten, durfte es denn darum Grundsatz bei Ihnen werden, daß es am besten sey, wenn man die Kinder ohne Ausnahme sich selbst überlasse?"

Wilhelm sah sie fragend an. Sie fuhr fort: „Wenigstens kommt es mir vor, daß Sie Ihren Knaben nach diesem Grundsatze behandeln. Denn es ist mir unbegreiflich, wie Sie ein so holdes Kind, dem der fähige Geist aus den Augen blitzt, so weniger Aufmerksamkeit werth halten können. Vergeben Sie meine Offenheit; aber wenn ich seine Mutter wäre, ach, ich würde alle meine Gedanken für ihn sammeln, ich

würde ihn, so oft ich könnte, um mich haben und ohne Unterlaß sinnen, wie ich zu seiner Entwicklung etwas thun könnte."

Wilhelm versetzte, daß sich das Kind so ganz an Mathilden und an einen alten Bedienten des Hauses gewöhnt habe, daß es selten komme, um ihn aufzusuchen, und wirklich möge es ihm auch wohl an dem Talente fehlen, ein Kind mit Liebe und Entschiedenheit zu behandeln.

„Es ist freilich ein kleiner Wildfang," sagte die Gräfin, indem sie mit einem Lächeln, worin doch einige Wehmuth lag, auf den in der Ferne spielenden Knaben hinüberblickte; „ich habe schon lernen müssen, daß er eine Liebe, die er zu suchen hat, höher anschlägt, als eine, die ihm ange-

tragen wird. Seit ich ihn nicht mehr so an mich ziehe, finde ich, daß er mich weit mehr sucht. Und doch muß ich mich überwinden, nach dieser Erfahrung zu handeln; doch möchte ich so oft ihn an mich ziehen und heiß drücken, als mein eigenes Kind."

Wilhelm wurde gerührt, ihre Augen waren feucht. „O," sagte sie, „wie können Sie an Ihre Reise mit Ernst denken, da Sie den Knaben bei sich haben? Sie können ihn doch unmöglich Beschwerlichkeiten aussetzen, denen seine zarte Jugend nicht gewachsen ist? Ist denn seine Mutter schon so früh gestorben, daß sie Ihnen ihre Wünsche wegen des armen Kleinen nicht gesagt hat?"

„Ich war nicht bei ihrem Sterbebette,"

sagte Wilhelm gepeinigt. „In Wahrheit," setzte er hinzu, „ich weiß nicht zu sagen, ob das Kind mir zugehört, nur daß ich es herzlich wie ein Vater liebe."

Die beiden Freundinnen wußten sich aus dieser Erklärung nicht zu vernehmen. Sie hatten ohne weitere Fragen vorausgesetzt, daß Wilhelm verheirathet gewesen, aber der Mutter seines Kindes frühe beraubt worden sey. „Wären Sie denn nicht verheirathet?" fragte die Gräfin gespannt.

Er fürchtete sich bei einem längern Gespräch über den Gegenstand unangenehm zu verwirren; denn er konnte doch nicht ohne Erröthen gestehen, daß er, dem sie so ganz vertrauten, schon in frühen Jahren, noch im Hause seiner Eltern, sich mit

einer, immer doch leichtfertigen Schauspielerin eingelassen und so gegen die Rechte der reinen Liebe, wie der reinen Weiblichkeit auf eine, nie ganz zu beschönigende Weise gesündigt habe. Daß bei einer solchen offenen Darlegung der Wahrheit das Zutrauen der beiden reinen Frauen verschwinden, daß die Gräfin dann seinen frühern Leichtsinn im Umgange mit ihr auf einmal ganz anders beurtheilen werde, war ihm ausgemacht.

Er verneinte die an ihn gerichtete Frage und erzählte, um allen weitern Fragen vorzubeugen, daß er das Kind bei einer alten Wärterin gefunden und auf ähnliche Weise, wie schon früher die verklärte Mignon, bei sich aufgenommen habe.

Aber wenn er mit dieser Antwort sich aus jener Verlegenheit heraushalf, so gerieth er dafür in eine andere, die ihn aufs tiefste beschämte. Denn sowohl die Gräfin, als Mathilde sahen in der Handlung, die er von sich erzählte, Züge eines Edelmuthes, den sie mit der offensten Bewunderung anerkannten. Und seine glühende Schaam, während er dieses Lob ablehnte, mäßigte zwar ihre Worte, aber sie gewannen dadurch nur eine noch größere Hochachtung vor ihm, für die er gern Alles gegeben haben würde, wenn er sie verdient hätte, die ihn aber nun die empfindlichste Strafe seines Leichtsinns in seinem eigenen Herzen bereitete.

Unbemerkt hatte sich ihnen der Hauptmann genähert und stand jetzt auf einmal

dicht vor ihnen. In seinem Blick lag ein schmerzliches Etwas, das seinen gewöhnlichen freundlichen Ernst wunderbar durchdrang. Er nahm Wilhelms Hand und fragte: „Sind Sie zur Abreise bereitet? Ich kann Ihnen nun sicher versprechen, daß ich Sie begleiten werde."

Die Frauen wurden bleich; auch Wilhelm wußte auf die unerwartete Nachricht nicht sogleich zu antworten.

„Wie leid es mir ist," setzte der Hauptmann hinzu, „von hier, von Ihnen, meine theure Mathilde, und von allen denen, die mir hier so viele Liebe erwiesen, mich losreißen zu müssen, das kann ich nicht ausdrücken, und ich glaube, es werde auch nicht noth seyn. Wenn ich mich zu diesem

Schritt, der für mich selbst das meiste Schmerzliche hat, dennoch entschloß, so glaube ich, werden Alle sich überzeugen, daß ich es wohl mußte."

Mathilde faßte weinend seine Hand, aber sie konnte nicht reden. „Gute Mathilde," sagte er sanft, „Sie werden den Grund meiner Entfernung künftig wohl begreifen. Absichtlich sage ich Ihnen meinen Entschluß früher, damit Sie sich vorbereiten; ich weiß, daß Sie mich am meisten lieben. Den Andern möchte ich ihn noch nicht sagen. Und nur mit Ihnen, lieber Freund, hätte ich jetzt Einiges allein zu sprechen. Die Frauenzimmer überlassen Sie mir wohl für einen kurzen Spaziergang."

Mathilde und die Gräfin gingen beide

weinend zurück. Der Hauptmann sah ihnen schmerzlich nach. „Solche Gewalt,“ sagte er, indem er Wilhelms Hand faßte, „hat des Menschen Verkehrtheit über menschliches Glück! O, welch ein Himmel wäre möglich, wenn alle Herzen so rein wären, wie jene!“

„Aber,“ fuhr er fort, indem er Wilhelm gegen den Park und die Gebirge zu führte, „ich habe Sie selbst überrascht, ich sehe, Sie selbst sind erschreckt worden. Ja, ich bemerkte es wohl, wie Ihnen Ihr Aufenthalt immer lieber wurde. Es war mir leid um Sie, und ich konnte es doch so wenig mißbilligen, als hindern. Daß Sie nach dem Abschluß des Verkaufs sich entfernen wollten, wußte ich; daß ich Sie vermuthlich begleiten würde, deutete ich

Ihnen an. Jetzt ist der Verkauf geschlossen. Die Contracte sind ausgearbeitet. Alles, was ich vermochte, um das Glück aller Einzelnen wie des Ganzen sicher zu stellen, habe ich mit anhaltendem Fleiße gethan. Alles, was zur Erleichterung des Barons dienen kann, der manche Geschäfte seit Jahren nicht mehr selbst besorgt, sondern mir überlassen hat, habe ich vorbereitet. Morgen sind die einzelnen Pächter bestellt, dann wird am natürlichsten die förmliche Uebergabe statt haben. Auf morgen Nachmittag hat der Graf sein projectirtes Fest angesetzt; bei welcher Gelegenheit alle Untergebene am besten von der Veränderung in Kenntniß gesetzt werden. Wenn es Ihnen gefällt, so treten wir morgen in der Frühe unsre Wanderfahrt an."

„Schon morgen?" sagte Wilhelm, „nicht einmal einen Tag mehr soll ich hier genießen?"

„Würden Sie ihn denn im Gedanken an den Abschied rein genießen können?"

„Aber ich bin so wenig vorbereitet; ich wußte bis diese Stunde so gar nichts von dem Gange der Unterhandlungen."

„Wozu auch? Sie waren desto glücklicher in einem Umgange, der nicht unnütz gestört wurde; Sie haben ihn ungemischt bis zum Ende genossen. Gewöhnen Sie sich übrigens zu der Fertigkeit, schnell einen Entschluß zu fassen. Man übt dadurch am besten seine Kraft, einen großen zu fassen."

„Und was werden der Baron und der Graf sagen, wenn wir nicht einmal ihrem Feste mit beiwohnen? Wie werden sie sich darein finden können, daß sie Ihrer so plötzlich verlustig gehen sollen?“

„Ich habe für sie Beide gearbeitet,“ sagte der Hauptmann, „das ist auf jeden Fall das Wichtigste. Und es ist besser, daß die Zerstreuung des morgenden Festes dem Abschiede folgt, als daß dieser durch die bängliche Erwartung die Freude stört und durch seinen Eintritt jede Nacherinnerung verdirbt.“

„Sie werden freilich gegen mich wohl Recht behalten,“ sagte Wilhelm, „und ich muß Sie nur bitten, daß Sie meine Einwendungen nicht mißverstehen, als ob ich

das Anerbieten Ihrer Gesellschaft nicht mit der wahrsten Freude, mit dem wärmsten Danke erkennte."

„Nein, ich thue es nicht," sagte der Hauptmann. „Ich weiß es wohl, Sie sind zum Theil selbst überrascht, zum Theil von Mitleid gegen die Andern erfüllt, denen, wie Sie meinen, ein so plötzlicher Abschied zu hart fällt. Vielleicht meinen Sie auch, daß ein so langjähriger Hausfreund wohl förmlicher scheiden solle. Aber, lieber Freund, Sie waren in den letzten Tagen zu sehr mit sich, mit Ihren Vorsätzen, mit Ihrer eigenen Zufriedenheit, wenn ich so sagen darf, beschäftigt, als daß Sie nun so augenblicklich meinen Entschluß so sicher beurtheilen könnten, wie ich selbst. Eben um derer willen, die ich jetzt durch meine Ent=

fernung, wie ich wohl weiß, betrübe, eben um des Barons, um seiner Gemahlin, um Mathildens willen habe ich großentheils meinen Entschluß gefaßt, und müßte ich ihn ausführen, wenn Sie auch nicht zu uns gekommen wären."

„Sie müssen selbst bemerken können," fuhr er foet, „daß der Baron sich der Aufsicht über seine eigenen Geschäfte so ganz entzogen hat, daß sein ganzer Wohlstand durchaus zu Grunde gehen müßte, wenn ich mich später entfernte oder durch den Tod ihm entrissen wurde. Dagegen hat er in seiner Muße seine Liebhaberei, die Sie kennen, auf einen Punkt getrieben, der nahe an eine, seine Verwandten kränkende Thorheit gränzt. Die Baronesse hatte ihm wohl gleich bei ihrer Vermählung nicht aus

eigentlicher Neigung die Hand gegeben. Ich will mich über sie jedes Urtheil enthalten; wozu sollte ich Sie näher mit einem Gemüthe bekannt machen, das die innere Regel verloren hat und durch Klugheit und Leidenschaftlichkeit gefährlich für jedes stille Glück wirkt? Es sey Ihnen genug, daß gerade sie die Haupt-Veranlassung giebt, weshalb ich aus meiner glücklichen Lage mich losreißen muß, daß gerade ihre innere Ungebundenheit mich eigentlich zwingt, so manche mir theure Menschen durch meine Entfernung zu betrüben."

Wilhelm hatte schon seit dem ersten Wiederfinden der Baronesse bemerkt, daß sie sich ganz anders, wie ehedem, benahm, daß ihr Betragen eine Unsicherheit, eine Unstätigkeit verrieth, die gegen ihre sonstige

Gewandtheit auffallend abstach. Da er kein näheres Interesse an ihr nahm, so hatte er über den Grund dieser Umänderung nicht weiter nachgedacht. Jetzt wußte er nicht, ob er aus den Worten seines Freundes auf einen leidenschaftlichen Haß, oder vielmehr auf eine ungeregelte Zuneigung gegen denselben schließen sollte.

„Das häusliche Verhältniß beider Ehegatten," fuhr der Hauptmann fort, „ist eben so sehr gestört, als die übrige Familieneinrichtung einer Veränderung bedarf, wenn anders ihr Wohlstand nicht unvermuthet vernichtet werden soll. Das einzige Mittel, allem diesen vielleicht noch abzuhelfen und dem Ausbruche noch größern Unglücks wo möglich zuvor zu kommen, schien mir dieses zu seyn, daß der Baron durch

den Gutsverkauf seine Schulden tilgte, durch meine Entfernung aber zu der Aufsicht über seine Güter zurückgezogen würde. Vielleicht, daß dann seine erhöhte Thätigkeit, meine Abwesenheit und die Nähe der gräflichen Familie auch zwischen ihm und seiner Gattin ein leidliches Verhältniß wieder herstellt. Wenn ich jetzt bliebe, wann würde es ihm möglich seyn, mit einer gleichen Leichtigkeit in die Verwaltung des Seinigen wieder einzutreten? Ja, wer würde uns sicher stellen, daß er nicht selbst, um der unvermeidlichen Unruhe auszuweichen, sich Ihnen zum Reisegefährten anbieten, und als der Aeltere, Angesehenere und Reichere Ihren ganzen Plan durch seine Thorheiten durchkreuzen und zerstören würde?"

Wilhelm konnte diesem Allen freilich nichts entgegensetzen. Wenn er bedachte, wie sehr der Hauptmann sich um die Familie verdient gemacht habe, so mußte er es als eine Aufopferung ansehen, daß derselbe auf eine Art scheiden wollte, die jeden Dank, den man so häufig bis ans Ende verschiebt, unmöglich machte. Und wenn der eigentlich Besitzer eines Gutes zu nennen wäre, der zwar nicht die Einkünfte an Geld, aber den Genuß seiner Bearbeitung und Verbesserung, den Dank seiner Bewohner vornämlich empfängt, so fühlte er es, daß seinem Freunde schon die Trennung von der Gegend, deren Wohlstand sein Werk war, überaus schwer fallen müsse. Nur darum schien der Hauptmann ihren Spaziergang so weit fortzusetzen, um eine Anhöhe zu gewinnen, von der er noch ein-

mal über den größten Theil der wohlbekannten Fluren hinsehen konnte. Lange stand er schweigend; aber als er Wilhelmen, dem der Abschied sehr nahe ging, weinen sah, da füllten sich auch seine Augen. Er faßte Wilhelms Hand und kehrte schnell mit ihm zurück.

Dreizehntes Capitel.

Indeß hatten sich die übrigen Glieder des seiner Auflösung so nahen Kreises, der Gewohnheit nach, mit dem Abend im Garten zum Thee zusammen gefunden. Mathildens und der Gräfin verweinte Augen waren Allen auffallend; man fragte, man errieth, aber sie wollten, um der Bitte des Hauptmanns zu folgen, sich über die Ursache ihrer Betrübniß nicht erklären. Als aber die beiden Freunde ungewöhnlich lange

ausblieben, fürchteten sie, daß sie sich bereits ganz unerwartet möchten entfernt haben, und konnten nun nicht länger an sich halten. Eben hatten sie das ganze Geheimniß ihrer Schmerzen klagend entdeckt, als der Hauptmann mit Wilhelmen wieder in den Garten eintrat.

„O Castellan,“ rief der Baron, indem er ihnen entgegen eilte, „Alles will ich von Ihnen leiden, nur dieses thun Sie mir nicht zu Leide!“

„Guter Baron,“ sagte der Hauptmann, „Sie wissen, daß ich von je auch für Ihren wahren Vortheil gesorgt habe; glauben Sie mir, daß ich auch dieses Mal ihn nicht vergessen.“

„Nein," sagte jener, „ich habe Ihnen etwas zu Leide gethan, daß Sie mich verlassen wollen; es ist etwas nicht nach Ihrem Sinne; sagen Sie nur, was es ist, es soll abgestellt werden. Soll ich den Gutsverkauf widerrufen? Wenn ich auch Tausende geben müßte, erklären Sie sich nur. Oder ist Ihnen mein Widerspruch über unser Lesen zuwider? Anders habe ich Ihnen doch gewiß nie widersprochen, und auch in diesem Stücke will ich künftig gerne schweigen."

„Nein," sagte der Hauptmann, „Sie haben mir nie etwas zu Leide gethan. Den Gutsverkauf habe ich Ihnen ja selbst angerathen, und in allen andern Dingen werde ich ja Ihnen wohl die Freiheit zugestehen, die ich mir selber vorbehalte.

Ich bin ganz Ihres Herzens Freund, und wenn ich irgend etwas noch von Ihnen wünschte, —"

„O, sagen Sie!" rief der Baron.

„So wäre es dieses," fuhr jener fort, „daß Sie in meiner Abwesenheit die nöthige Aufsicht über das Ihrige nicht versäumen. Die Papiere sind in der Ordnung, Sie finden Alles so, daß Ihnen der Ueberblick leicht werden muß. Sehen Sie nun selbst täglich die einzelnen Pachtungen nach, wie ich es bisher that, fragen Sie statt meiner nach den Wünschen und Bedürfnissen Ihrer Unterthanen. Der alte Verwalter, den Sie kennen, ist mit seiner Familie Ihnen zu Liebe auf ein anderes Gut gezogen, das noch Ihr ist; der wird Sie in manchen

Stücken mit seiner Erfahrung unterstützen können."

„Ach nein," sagte der Baron, „wie ist das alles möglich, ohne Sie? Ich bin solcher Arbeiten nicht mehr gewohnt, ich werde Manches versäumen, die Leute werden es fühlen, daß Sie fehlen, und werden dann ihre Liebe von mir abwenden. Was kann ich ohne Sie anfangen?"

Der Hauptmann blieb unbeweglich bei seiner Meinung und erklärte, daß er ihm noch am heutigen Abende alle Papiere vorlegen und alles Nöthige dabei erläutern wolle. Aber der Baron konnte sich nicht zufrieden geben. „O, helfen Sie mir bitten," sagte er zu Wilhelm. „Mathilde," rief er dieser zu, „komm, hilf mir bitten,

Tochter, daß er bleibt; ich kann gewiß seine Abwesenheit nicht ertragen."

Der Graf näherte sich mit seiner Gemahlin und rückte mit einem Vorschlage heraus, der ansehnlich war und Wilhelmen bange machte. Er bot dem Hauptmann die ganze Verwaltung der angekauften Güter, so wie er sie bisher geführt, ohne alle Beschränkung an, und um gar keinen Schein von Abhängigkeit übrig zu lassen, sollte keine Vergütung statt finden, sondern gleich jetzt eine Schenkungs-Urkunde von einer ansehnlichen Besitzung ausgefertigt und dem Hauptmann zugestellt werden. Und daneben sollte dieser die volle Freiheit behalten, sich zu entfernen, sobald es nur dem Grafen gelungen seyn würde, seine kirchlichen Einrichtungen so weit zu Stande

zu bringen, daß er sich mit der äußern Verwaltung selbst etwas beschäftigen könne.

Aber alle Vorschläge und vereinigten Bitten vermochten über den Entschluß des Hauptmanns nichts. Wilhelm ging, geängstigt von der Trennung und der allgemeinen Klage, auf und ab; er hätte gern den Hauptmann selbst von dem ihm gegebenen Versprechen entbunden; aber er wußte, daß dieses nur sie Beide trennen, aber keinesweges die Entfernung verhindern könne. Da fiel sein Auge auf die Baronesse, die auf ihrem Stuhle am Theetisch sitzen geblieben war und todtenbleich starr vor sich hinsah. Er eilte erschreckt auf sie zu; denn sie schien ihm einer Ohnmacht nahe. Aber plötzlich richtete sie einen stechenden, grauenhaften Blick auf ihn selber und fragte

mühsam, mit zurückkehrender Kraft: „Rührt denn der Vorschlag von Ihnen her, oder vom Hauptmann selber?“

„Er hat mir selbst seine Gesellschaft angeboten,“ sagte er verlegen, „und ich konnte nicht anders, als sie mit herzlichem Danke annehmen.“

„Freilich, freilich,“ sagte sie mit einer Stimme, die Hohn ausdrücken sollte.

Wilhelm eilte zu den Andern zurück und sagte dem Hauptmann leise, in welchem Zustande sich die Baronesse befinde. Man ging zu ihr. Sie wollte sich erheben, aber die Kraft versagte ihr; sie stieß den Arm ihres Mannes, der sie halten wollte, unsanft zurück.

„Glauben Sie nicht, theure Baronesse," sagte der Hauptmann, „daß ich vermögend wäre, je die Freundschaft undankbar zu verlassen, die Sie mir erwiesen haben, daß ich auch bei der Trennung von Ihnen nicht so sehr an Sie, als an mich gedacht hätte. Aber in der Nähe eines so braven Gemahls, einer so hülfreichen Tochter und so edler Freunde werden Sie sich bald überzeugen, daß Sie mich weit weniger entbehren werden, als Sie in Ihrer Ueberraschung fürchten."

„O, er spottet noch!" rief sie matt und unwillig aus. „Laßt ihn gehen, versucht es nicht, dieses Eis zu erwärmen. Es ist doch vergeblich."

Man bat sie, sich zu schonen und lie-

der sich ins Haus leiten zu lassen, um sich niederzulegen. Der Graf bot ihr den Arm und sie folgte; der geängstigte Baron lief indeß nach den Bedienten, um einen Arzt holen zu lassen, und sandte Mathilden in das Haus, um ihrer Mutter aufzuwarten.

Wilhelm war noch immer wie betäubt. Er fand nun, das er bisher beinah übersehen hatte, und verstand die Andeutungen des Hauptmanns. Es war offenbar, die leidenschaftliche Baronesse hatte gegen den edlen, schon durch sein Aeußeres imponirenden Mann eine stärkere Neigung gefaßt, als sich rechtfertigen ließ. Allerdings mußte gegen ihn der zwar gutmüthige, aber in allen Dingen ihm nachstehende und selbst seiner Frau an Klugheit untergeordnete Baron in ihren Augen doppelt verlieren,

nd wenn sie schon Anfangs die Verbindung mit ihm nur aus Rücksicht, ohne eigentliche Liebe geschlossen hatte, so mußte sie sich um so mehr von ihm abwenden, je mehr er selbst sich in eine, ihrem heimlichen Spott bloß stehende Liebhaberei verlor und alle ernstern Geschäfte dem Hauptmann überließ, der dadurch in ihren Augen immer mehr gewann. Nun konnte sich Wilhelm auf einmal die mancherlei Veränderungen in ihrem Wesen erklären, die ihm zu mehreren Malen aufgefallen waren. Und nach seiner Erfahrung von der Natur solcher heimlich genährten, mit vergeblicher Hoffnung getäuschten und zuletzt sich in ihrer Unseligkeit selbst erkennenden Leidenschaften mußte er für das Glück des Barons und Mathildens Alles befürchten.

Die Gräfin war im Garten beim Hauptmann geblieben und erfuhr von ihm im vertraulichen Gespräche manches von eben der Wahrheit, die unsern Freund beschäftigte. Der natürliche weibliche Scharfblick hatte sie, bei aller eigenen Reinheit, sicherer geleitet und mehr erkennen lassen, als unsern Freund alle Beihülfe früherer Erfahrung. Sie billigte die Entfernung des Hauptmanns nach diesen Mittheilungen unbedingt, so sehr die allgemeine Achtung ihr selbst seinen Umgang wünschenswerth machte. Es wurde verabredet, daß zwischen ihnen Beiden ein regelmäßiger Briefwechsel statt finden solle, an welchem auch Mathilde Theil haben müsse. Wenn es der Gräfin nöthig scheine, solle sie diese zu sich nehmen, um sie vor dem Anblick der Verirrungen einer mißleiteten weiblichen Natur

zu schützen. Der Prediger in dem Kirchdorfe, welches dem Baron geblieben war, wurde als ein bewährter Freund in allen, die Religion betreffenden Angelegenheiten aufs dringendste empfohlen. Sie hörte alles sehr achtsam an, fragte genau nach allen Umständen, die zu ihrer eigenen Weisung dienen konnten und versprach, alles zu thun, was in ihren Kräften stehe und Gott ihr wolle gelingen lassen.

„Eines," sagte sie zögernd, „möchte ich nur so gern nicht als Dank oder Entgeltung für etwas, das ich ohnehin thun muß, nein, nur als eine Schadloshaltung für so viele Freuden, die ich entbehren soll, wenn ich eine solche Schadloshaltnng bei so viel unverdienten Vorzügen nur erwarten könnte. Wenn ich den Knaben Ihres

Freundes bei mir behalten dürfte, so wäre ich, wie mir scheint, vollkommen glücklich. O, ich liebe ihn, wie nur die Mutter ihn lieben könnte, auf der Reise müßte ich so viel für seine Gesundheit fürchten, ja ich würde täglich um ihn in Angst seyn: wenn ich ihn bei mir hätte, ich wollte ihn lieben wie ein einziges Kind, und Sie sollten ihn einst gewiß unverdorben wieder finden."

„Theure Gräfin," sagte der Hauptmann, „diesen Wunsch kann nur der Vater selbst erfüllen. Bitten Sie ihn darum. Das Kind scheint mir wirklich hier besser aufbehalten, als auf einer Reise, deren Vortheile für ihn noch nicht da sind, deren Unbequemlichkeiten aber ihn weit mehr treffen als uns."

„Uebernehmen Sie es doch, für mich zu bitten," sagte die Gräfin; „ich würde aus Furcht vor der Größe meiner Bitte, kaum sie hervorbringen können. Aber hören Sie," setzte sie ängstlich hinzu, „er ist nicht eigentlich Vater des Kindes, er hat es nur auf einer seiner Reisen gefunden und angenommen, so wie Sie wissen, daß er die Mignon und andere verlassene Menschen nach seinem vortrefflichen Herzen bei sich aufgenommen hatte."

Der Hauptmann rief Wilhelm näher, der allein in seinen Gedanken auf und ab ging. Er kam mit Thränen in den Augen.

„Der Abschied," sagte der Hauptmann, „scheint Ihnen schon so schwer zu werden;

können Sie es mir nachsehen, daß ich ihn noch für Sie erschweren will?"

„O, so wollen auch Sie mich verlassen?" rief er. Er fürchtete, daß die Bitten der Gräfin ihn zu einer Aenderung seines Entschlusses und zum Zurückbleiben möchten bewogen haben.

„Nein," versetzte der Hauptmann, „ich verbleibe Ihnen sicher. Aber ich trete hier als Fürbitter für eine Dame auf, die gerne in dem Sinne Mutter seyn möchte, wie Sie schon gegen die nun heimgegangene Mignon und auch, wie ich höre, gegen Ihren Felix Vater waren. Das liebe Kind würde auf unsrer Reise vielleicht ein Opfer unsers Gewinstes werden, und hier kann es so viel durch die zärtlich aufmerkende

Liebe der Gräfin und Mathildens gewinnen."

Wilhelm sann. „O, lassen Sie sich erbitten," sagte die Gräfin leise und nahm seine Hand. Da kam der edle Geist der Entsagung, den er erst so eben für sich allein wandelnd am Hauptmann bewundert hatte, auch in sein Herz. „Nehmen Sie ihn denn," sagte er bewegt, „fügen Sie zu Ihrer Liebe noch die meinige, aber lassen Sie mich nur zuweilen etwas von ihm hören."

Die Gräfin wurde sprachlos durch das Uebermaß ihrer Freude. Auf einmal eilte sie fort nach dem Hause.

„Sie sind brav," sagte der Haupt=

mann zu Wilhelm; „wahrlich, Sie haben die Kunst, nicht bloß schön zu denken, sondern auch schön zu handeln." Er umarmte ihn. „Wahrscheinlich," sagte er, „wird die Gräfin Ihr Kind holen und gleich wiederkehren; Sie müssen es ihr gönnen, daß sie Ihnen danken kann. Bleiben Sie dann bei ihr, sagen Sie ihr, was Sie des Kindes wegen noch vielleicht wünschen, warnen Sie sie vor dem Uebermaß der Liebe. Ich habe dringend mit dem Baron zu reden. Darnach denke ich neben den meinigen auch Ihre Sachen in Ordnung zu bringen, damit Sie durch kein lästiges Einpacken und Räumen noch mehr beängstigt werden."

Die Gräfin kam mit Mathilden zurück, Beide hatten den Kuaben zwischen sich.

Mathilde sagte, daß die Mutter zu schlafen scheine und den Arzt verbeten habe. Der Vater lese in ihrem Zimmer in einem Buche, sie meine, es sey der Fayel, und weine dabei helle Thränen. Den Grafen habe sie nicht gesehen, er sey wohl auf sein Zimmer gegangen.

Der Hauptmann entfernte sich nun und bat Mathilden, zurück zu bleiben. Sobald sie allein waren, fing die Gräfin ihre Danksagungen wieder an und machte dadurch Wilhelm von neuem ängstlich. „Lassen Sie uns davon schweigen," sagte er, „ich gebe ihn Ihnen hin, als eine Buße für früheren Leichtsinn; es ist kein Verdienst dabei, es quält mich, dasselbe mir unverdient zugelegt zu wissen."

Die Gräfin bezog seine Worte auf den bekannten Vorfall in ihrem Schlosse und schwieg erröthend. Aber Mathilde, die keine Beziehung finden konnte, sagte: „Und doch muß auch ich Ihnen erst sagen, wie sehr ich Ihnen für das Kind danke, ehe ich, wie Sie wollen, schweigen kann."

Der Knabe wurde nun wechselnd geliebkost und beide Freundinnen beeiferten sich, dem Vater zu erzählen, was sie mit dem Kinde anfangen, wie sie dasselbe behandeln, wie oft sie es an ihn, den Abwesenden, erinnern wollten; Beide versprachen auch ohne Umstände, ihm oft Nachricht zu geben, und baten, daß er nicht gar zu lange auf der Reise bleiben möge.

Er versicherte von Herzen, daß ihm

der Abschied überaus schwer werde und daß er sich selbst mit der Hoffnung tröste, nach dem Ende seiner Wanderungen wieder hierher zurückzukehren und sich in diesem Thale, in der Nachbarschaft des Barons anzukaufen. Das habe er diesem schon halb versprochen und nur der Gedanke an mögliche Hinderungen, nicht sein Wunsch habe ihn abgehalten, gleich jetzt von ihm ein Gut zu übernehmen.

Diese erfreuende Nachricht setzte Alle in die Stimmung, sich in schwärmerischen Ausmalungen in die Zeit der Wiedervereinigung zu versetzen. Es schien, als ob sie wirklich der zunächst bevorstehenden Trennung vergessen könnten. Aber dann fiel ihr Gewicht nur desto schwerer wieder auf jedes Herz.

Der Knabe, der so viel vom Weggehen reden hörte, vernahm sich endlich auch aus dem, was ihm bevorstand, und drängte sich ängstlich weinend an Wilhelms Knie. Vergeblich versuchten die Frauen ihn zu trösten. Seine zur tiefen Betrübniß verzogene Miene heftete sich starr auf des Vaters Gesicht und dann brachen seine Thränen unaufhaltsam hervor. So sehr Wilhelm des Kindes Schmerz mitfühlte, so that es ihm doch wohl, zu erkennen, wie lieb ihn dasselbe habe.

Endlich fragte ihn Mathilde, ob er denn lieber mit dem Vater umherziehen wolle, wie schon früherhin, da er auf dem Esel durch den Wald geritten, und ob er denn sie und David, den alten Kammerdiener und alle Kinder wieder verlassen

möchte? Da schien er sich zu bedenken und wurde still. Er wurde aber über seinem Nachdenken vollends müde und wünschte sich ins Bette.

„Von nun an,“ sagte die Gräfin, „habe ich das Recht, ihn hinzubringen.“ Sie nahm seine Hand und er folgte ihr willig ins Haus.

Eigentlich kann man das Gewicht eines Abschiedes nur ganz fühlen, wenn man mit einem Einzelnen sich allein findet. Je mehr Zeugen zugegen sind, um desto mehr Zerstreuung liegt in der Theilung des Gefühles selbst.

Allein mit Mathilden empfand Wilhelm dieses stark. Er hatte so oft mit ihr

in den letzten Tagen allein im Garten glückliche Stunden zugebracht; nun war es zum letztenmale, daß sie bei einander ohne Zeugen waren.

„Morgen" sagte sie, „gehe ich wohl wieder ohne Sie zu den Blumen?"

„Ach, Mathilde," antwortete er, „wie glücklich würde ich seyn, wenn Sie sich auch später so an unser Beisammenseyn erinnerten, wenn Sie mich wie einen Bruder betrachteten, der durch keine Entfernung Ihnen fremder wird, wenn ich einst bei meiner Rückkehr Ihr mir so theures Zutrauen unvermindert wieder fände."

„Zweifeln Sie denn daran?" fragte sie. „Wenn nur Sie einst bei Ihrer Wiederkehr,

indem Sie zu uns in das Zimmer oder in den Garten treten, mich gleich so, wie jetzt, begrüßen, so wie jetzt mit mir reden, dann werden Sie an mir keine Veränderung finden. Aber wenn Sie dann fremder thäten, wenn Sie höflicher seyn wollten, wenn Sie nicht mehr an Allem, so wie jetzt, Theil nähmen, das würde mir wehe thun und dann könnte ich doch nicht allein so sprechen, wie jetzt."

„O, reines Herz," rief Wilhelm aus, „wenn ich doch werth wäre, Dein Bruder zu seyn, wenn eine geschwisterliche Liebe uns für immer verbände."

Er sagte diese Worte so laut, daß der Baron sie vernahm, der in seiner Angst wieder in den Garten gegangen war. Seine

Frau schlief, der Graf war auf seinem Zimmer, der Hauptmann hatte nach einer ziemlich langen Unterredung ihn verlassen, um das Einpacken der nöthigen Sachen zu besorgen; er fand Niemand im Hause, gegen den er hätte klagen können. Jetzt hörte er Wilhelms Stimme und kam auf ihn zu. Ueberrascht fand er bei ihm seine Tochter und begriff, daß sich die gehörten Worte auf sie bezogen hatte.

„Ja," sagte er, „ihr sollt Bruder und Schwester seyn! Was ihr nachher werdet, das steht bei Gott. Aber ich will es, Mathilde, daß Du ihn als Deinen Bruder ansehen sollst, und Dich als seine Schwester, und ich rechne darauf, daß Du als mein gutes Kind Dich darnach richtest. Ich habe ihn gewiß eben so lieb wie Dich, und

ich denke, er verdient es. Kommen Sie," sagte er und umfaßte Wilhelm, „Sie sind mein Sohn. Der Himmel hat mir früher keinen gegeben; warum sollte ich eigensinnig seyn? Ein leiblicher Sohn könnte mich nicht mehr ehren, mir nicht mehr zu Gefallen leben, mir nicht ähnlicher an Gedanken und am Herzen seyn, als Sie. Aber daß ich Sie nun verlieren muß, zugleich mit dem Castellan, das ist hart."

Diese wunderliche Rede des guten Mannes setzte die beiden jungen Leute in Verlegenheit. Mathildens Gefühl fand darin doch die versteckte Meinung, die ihr Nachdenken nicht entdeckt hätte, und Wilhelm, der sie noch deutlicher erkannte, empfand ihre Verlegenheit mit und erschrak bei dem Bewußtseyn seiner Verhältnisse zu Nata=

lien. Vielleicht hätte er klüger gethan, sie ohne weitere Furcht offen zu erklären; aber davon hielt ihn jetzt das Zartgefühl ab. Und gleichwohl konnte er den trefflichen Sinn des Barons nicht verkennen und mußte sich gestehen, daß es ihm nicht schwer fallen würde, alle Eigenheiten desselben mit der Geduld eines Sohnes zu ertragen.

Er wiederholte seine Versicherungen, daß er einst zurückkehren und sich dann bei dem Baron ankaufen wolle.

Der Baron erbot sich, ihm jedes Gut, das er nur wünschen würde, abzutreten, außer der einzigen Ritterburg, die auch für die nächsten Monate bis zum Aufbau eines neuen Schlosses am Fuße desselben Berges zur Wohnung bestimmt war.

Er kam aber häufig auf seine Klagen zurück, daß er nun in der Abwesenheit seiner beiden liebsten Freunde ein trauriges Leben führen werde. So unstatthaft diese Klagen waren, so konnte Wilhelm doch nicht umhin, dieselben mit Theilnahme anzuhören, und den, der sie aussprechen mußte, zu bedauern. Er äußerte dabei eine solche Aufrichtigkeit und eine solche bescheidene Unterordnung unter den Hauptmann, daß Wilhelm ihn von aller Schuld der Nachlässigkeit und Sorglosigkeit in seinen eigenen Angelegenheiten eben darum lossprechen mußte, weil er sie so offen hin eingestand.

Dabei verrieth der Baron aber auch gelegentlich, daß der Hauptmann ihn nicht bloß durch seine Entfernung, sondern auch

darin gekränkt habe, daß er ihm in einen entworfenen Plane zuvorgekommen war. Er gestand nämlich, daß er vorgehabt habe, nach Abschluß der Rechnungen den vielfachen Unruhen auszuweichen und mit Wilhelmen sich auf die Reise zu begeben, um alle Ruinen Deutschlands zu besichtigen. Die Leitung des neuen Baues und alle Unbequemlichkeit der Veränderungen hatte er dem Hauptmann zu überlassen gedacht, der sie nun unvermuthet ihm anheim stellte.

Wilhelm tröstete sich über den Verlust leicht, den er dadurch erlitt, daß ihm manche Trümmern unbekannt blieben. Er begriff nun noch besser die Eile des Hauptmanns nach seinem bisherigen Schweigen. Vermuthlich hatte er die Absicht des Barons errathen, und was bei der Unwirth-

lichkeit desselben und bei dem Gemüthszustande der Baronesse von einer so langen Abwesenheit des erstern für Verwirrung möglich gewesen, das sah er jetzt nur zu wohl ein.

Er versprach dem Baron genaue Beschreibungen und Abzeichnungen aller zerstörten Burgen, die ihnen aufstoßen möchten. Dagegen sicherte ihm der Baron zu, daß er ihm alles dasjenige zusenden wolle, was er über die beschriebenen Ruinen bereits unter seinen eigenen Sammlungen vorfinde.

Weiter muthete ihm der Baron an, daß er mit Verfassern von Romanen und Schauspielen aus den Ritterzeiten Bekanntschaft machen und ihnen ohne Weiteres auf

dem Schlosse des Barons die beste Aufnahme versprechen möchte. Di‹ses lehnte er ernstlich ab, indem er erfahren zu haben versichern durfte, daß ein gutes Theil solcher Schriften von Handlungsdienern, Studenten und andern für den täglichen Umgangwenig zugeschliffenen Menschen bestehe.

Leichter verstand er sich dazu, alte Schwerdter, Helme, Spieße und Harnische, auch Landes-Chroniken und mönchische Manuscripte für Rechnung des Barons aufzukaufen, wenn sich Gelegenheit finden sollte.

Die Bitte, an dem Geschmacke des Castellans zu arbeiten, damit derselbe sich immer mehr zu der vortrefflichen vaterlän=

dischen Vorzeit hinneigen möchte, konnte er nur belächeln.

„Und haben wir denn nun das Wichtigste alle besprochen?" fragte der Baron nachdenkend. Er zählte noch einmal alle Punkte durch. „Mir fällt nichts mehr bei," sagte er, „aber daß es nun doch wirklich wahr ist, daß Sie Beide fortgehen, das kann ich immer noch nicht recht denken."

Vierzehntes Capitel.

Es wurde ungewöhnlich spät, ehe man sich in dem Gartensaale zum Abendessen zusammen fand. Endlich kam der Graf von seinem Zimmer und der Hauptmann von dem beendigten Packgeschäfte zurück. Die Baronesse ließ sich entschuldigen.

Der Gedanke, daß man fürerst zum letzten Male so zusammen sitze, und das Nachdenken, wozu der Vorfall mit der Baronesse Jeden veranlaßte, machte Alle für eine lange Zeit stumm.

Am Schluß der Mahlzeit ließ der Baron einen Punsch auftragen und sagte: „Wozu sitzen wir denn doch so wortkarg da? Ist es denn einmal nicht zu ändern, so lasset uns die letzte Stunde nicht selber verderben. Lasset uns noch zum Schlusse einmal fröhlich seyn. Wenn sich Jeder anfangs ein wenig Gewalt anthut, so wird es schon gehen."

Und wirklich, es ging. Die Nachhülfe des gut bereiteten Getränks lösete zunächst den Männern das ernste Schweigen, und auch die Frauen fühlten sich leichter, da das lebendige Wort erwachte. Es waren silberne Pokale aufgesetzt, die nach der Idee der Ritterzeit mit vielen Verzierungen und in ansehnlicher Größe gearbeitet waren. Der Baron ermunterte fleißig zum Trinken und kam auf den Einfall, mit den beiden abgehen-

den Freunden eine ritterliche Brüderschaft auf Ihr und Ihr zu schließen. Man stimmte ein und es schien allen Dreien wohl zu seyn, daß sie noch die letzten Stunden durch eine vertraulichere Näherung weihten. Die Feierlichkeit der stillen Nacht, die durch die großen Scheiben sternenhell hereinblickte, die Dämmerung des Lichtschimmers zwischen den Bäumen und Standbildern trug das ihrige dazu bei, um die Gemüther zu einer Art von Schwärmerei zu exaltiren.

Der Graf brachte dem Hauptmanne auch seinen Kelch zu und erbat sich von ihm die vorläufige Zusage einer Bitte. Nachdem er diese erhalten hatte, zeigte sich es, daß er in den voraufgehenden Stunden auf seinem Zimmer eine förmliche Schenkungs-Urkunde ausgearbeitet hatte, worin er dem Hauptmanne das Haus, worin sie

eben sich befanden, mit dem daran stoßenden Park und ansehnlichen umliegenden Ländereien abtrat. Er zog sie ganz fertig und untersiegelt aus dem Busen hervor.

Da der Hauptmann zögerte, so erklärte sich der Graf umständlicher, auf eine Weise, die Wilhelm nicht von ihm erwartet hatte.

Er habe keine Erben, sagte er, und auch wohl keine Hoffnung mehr, sie zu erhalten. Denn selbst, wenn der Himmel ihn seine theure Gattin sollte überleben lassen, was er ihm anheim stellte, so sey es doch seinen angenommenen Grundsätzen zuwider, in eine zweite Verbindung zu treten. Seine eigenen Verwandten bedürften seiner Güter nicht, und eben so wenig die Verwandten seiner Frau. Darum sey er fest entschlossen, von denselben einen solchen Gebrauch zu machen, daß er am Ende sei-

nes Lebens damit zufrieden seyn könne. Denn er habe es glücklicher Weise erkannt, wie werthlos aller Reichthum an sich selber sey. Größesten Theils denke er sein Vermögen dazu zu verwenden, um frommen Menschen ihr irdisches Daseyn zu erleichtern; denn er betrachte sie, wenn es ihnen fehlte, als an sich angewiesen mit einer höchst gültigen Foderung. Damit aber seine Anstalt nicht entarte, und damit er selber dadurch an Zufriedenheit gewinne, sey es nöthig, daß er sich in dem Hauptdorfe selber anbaue, um der Kirche, den Gemeinde-Häusern und jeder Familie möglichst nahe zu seyn. Dieses Schloß liege ihm schon zu weit ab, obwohl er es habe mit in den Ankauf einschließen müssen, um die Besitzungen zu runden. Da er aber selbst ein sehr langes Leben keinesweges erwarte, so sey er

besorgt, daß seine auf das Wohl Anderer berechneten Unternehmungen vereitelt werden möchten, wenn nach seinem Hintritte sich Niemand finde, der sich ihrer annehme. Von seinen Verwandten dürfe er dergleichen nicht hoffen, da er sie kenne, und ob er unter seinen künftigen Gemeinde-Gliedern einen tüchtigen Vorsteher finden werden, stehe dahin. Darum habe er zu seiner eigenen Beruhigung die vorliegende Urkunde ausgearbeitet, damit er von dieser Seite seine wohlgemeinten Plane sicher wisse. Denn er wünsche nur, daß der Hauptmann dereinst sein neues Eigenthum selbst bewohne, wenn er, der Graf, gestorben seyn sollte, sich der Wittwe und der verwaiseten Anstalt annehme, und im Fall er selbst noch bei der Rückkehr leben sollte, ihm mit sei-

ner Einsicht, wie früher dem Baron an die Hand gehe.

Der Hauptmann erklärte sich zu allem diesen bereitwillig, ohne die Schenkung anzunehmen; aber der Graf bestand darauf, daß es zu seiner eigenen Beruhigung nothwendig sey, den Hauptmann in seiner Nähe angesiedelt zu wissen und berief sich darauf, daß er bereits des Hauptmanns Zusage habe.

Endlich schlug der Hauptmann vor, diesen Besitz dem Knaben als Vermächtniß auszusetzen, den die Gräfin erst heute an Kindes Statt angenommen habe. In diesem Fall sey er bereit, das Kind auch als das seinige anzusehen, und so lange sich als Herrn des Gutes zu betrachten, bis es demselben als Erbschaft von ihm zufalle.

Mit dieser Auskunft waren Alle zufrieden. Dem Grafen war der Vorfall mit

dem Kinde noch unbekannt, aber er billigte ihn ganz. Wilhelm und die Gräfin freuten sich, daß der künftige Wohlstand ihres Pfleglings sicher gestellt wurde, Mathilde vornämlich, daß der Hauptmann künftig das ihr so lieb gewordene Haus als Eigenthum bewohnen werde.

Nur der Baron schlug sich vor den Kopf und sagte: „Warum konnte dieser Gedanke mir nicht einfallen? Da habe ich tausendmal den Castellan meiner Erkenntlichkeit versichert, tausendmal ihm Anerbietungen gemacht, aber ich konnte es nie erlangen, daß er sie angenommen hätte. Aber Castellan," sagte er, „nun bitte ich auch, und nun dürfet Ihr mir auch nicht abschlagen."

„Lieber Baron," sagte der Hauptmann, „übereilet Euch nicht; Ihr seyd in einer

ganz andern Lage, wie der Graf, Ihr habt eine Erbin."

„Ich wollte sie nicht für mein Kind halten," versetzte der Baron, „wenn sie für Euch nicht in Alles willigte."

„Aber ich selbst thue es nicht," entgegnete der Hauptmann, „und Ihr wisset, ich bin über sie als eine Art Vormund."

„Ihr wollet mich verdrießlich machen," sagte der Baron eifrig; „nehmet doch wenigstens, was an Mobilien hier im Hause ist, mit der Bibliothek. Es wird ja ganz verkehrt hier aussehen, wenn an den bekannten Orten sich nicht die bekannten Sachen finden."

Der Hauptmann blieb bei seiner Verneinung. „Indeß," sagte er, „damit Ihr mir nicht Unrecht thut, will ich doch von Euch etwas annehmen, und zwar etwas,

das Ihr mir nicht einmal angeboten. Es fehlt meinem jungen Freunde ein Pferd; denn eine stete Fußreise würde uns zu lange aufhalten. Um eines anzuschaffen, fehlt uns die Zeit."

„Das beste gehört ihm," rief der Baron, „der Goldgelbe mit der schwarzen Mähne; aber Castellan, ein solches Andenken war ich ihm ohnehin schuldig und gebe es ihm selbst. Ihr aber nehmet mir eine meiner besten Freuden, wenn ich nicht auch Euch etwas schenken darf."

„Nun," sagte der Hauptmann, „des Friedens wegen will ich denn Eure Bibliothek von Ritterbüchern annehmen."

Alle waren gespannter Erwartung, wie dieser Zwist nun enden werde. Aber der Baron umarmte den Hauptmann leidenschaftlich und rief aus: „Bravo, Castellan,

nun erkenne ich doch, daß Ihr mein aufrichtiger Freund seyd. Nehmt sie hin, es ist gewiß ein wahrer Schatz darinnen, und sie war mir recht ans Herz gewachsen. Ich kann mir ja aber bald genug eine neue anschaffen."

Er war nun in der besten Laune und die Andern fanden sich durch den Ausgang seines Wortstreites ebenfalls hinein versetzt. Man blieb bis nach Mitternacht bei einander. So oft des Abschieds erwähnt wurde, gedachte man auch schon der Wiedervereinigung. Hätte man nicht Rücksicht auf die Baronesse genommen, so würde man wohl noch lauter geworden seyn.

Der Hauptmann winkte Wilhelm und ging mit ihm hinaus. „Jetzt," sagte er, „müssen wir daran denken, zu scheiden. Wenn wir hier noch schlafen wollten, so

machen wir uns Allen unnöthig das Herz schwer. Sobald die Andern schlafen gegangen, denke ich, setzen wir uns auf. Gehen Sie noch einmal zu Ihrem Kinde, indeß ich besorge, daß die Pferde bereit gehalten werden. Unsere Reisekleider finden sich schon im Vorhause."

Wilhelm ging mit traurigem Herzen noch einmal auf sein Zimmer. Ein Nachtlicht brannte auf dem Tische. Der Knabe schlief tief; der alte Kammerdiener, den der Hauptmann für diese Nacht bestellt haben mochte, lag schnarchend auf Wilhelms Bette. Alle seine Sachen waren weggeräumt. Wehmüthig, nicht noch einmal in seines Kindes Auge blicken zu können, beugte er sich über ihn hin und küßte ihn wiederholt. Dann ging er leise und weinend fort.

Der Hauptmann kam ihm auf der Treppe entgegen. „Wir müssen uns zuvor bei der Baronesse beurlauben. So unangenehm der Auftritt werden kann, so ist es doch nothwendig.“

Sie ließen durch die Kammerfrau sie wecken und um die Erlaubniß, Abschied zu nehmen, bitten. Sie aber ließ wieder heraus sagen, daß es dessen gar nicht bedürfe.

Jetzt gingen sie in den Saal zurück, wo man sie bereits vermißt hatte. „Der Morgen scheint schon zu grauen,“ sagte der Hauptmann, „wir müssen uns wohl für jetzt trennen.“

Sein ernster Blick und Wilhelms Trübsinn verrieth, was er verdecken wollte. Plötzlich war die Heiterkeit von Allen entwichen und den Frauen traten die Thränen in die Augen. Das schmerzliche Scheiden

und doch wieder zu reden anheben, wie es gewöhnlich statt findet, bewegte Alle zu stark. „Lassen Sie uns von Ihnen hier scheiden," sagte der Hauptmann zu der Gräfin und Mathilden; „die Männer begleiten uns wohl bis an die Pferde."

Er küßte der Gräfin ehrfurchtsvoll die Hand und Mathilden die Lippen. Schluchzend hing sie lange an seiner Brust, bis er sich losmachte.

Wilhelm folgte seinem Beispiele; aber wie er sich auf die Hand der Gräfin neigte, küßte sie seine Stirn und sagte leise noch einmal Dank. Mathilde bot ihm selbst den Mund. Er sagte sanft: „Gott befohlen, meine Schwester!" und sie flüsterte erröthend: „Gott mit Dir, mein Bruder!" Dann riefen sie noch einmal Beide ihnen Lebewohl nach, wie sie schon draußen waren.

Der kühle Nachtwind hauchte die Scheidenden im Vorhofe frostig an. Der Reitknecht des Hauptmanns hielt die ungeduldigen Pferde mit angestrengter Kraft. Wilhelm eilte jetzt nicht weniger als der Hauptmann, den Abschied zu verkürzen und in der Einsamkeit freier zu athmen.

Schon saßen sie im Sattel — noch ein Händedruck und ein Lebewohl — und nun trugen die Rosse unsere Freunde von so vielem, was liebend hinter ihnen zurück blieb, immer weiter in eine Ferne, die ihnen dunkel schien, wie die umgebende Nacht.

Ende des zweiten Theils.

Gedruckt bei G. Basse.

Friedrich Sauer.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pustkuchen, Johann Friedrich Wilhelm,

Wilhelm Meisters Wanderjahre

Bd.: 2

Quedlinburg [u.a.] (1821)

P.o.germ. 1106 q-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116536-2